Nr. 31. Jahrgang V. Berlin, 31. Juli 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Die Messiasidee fin de siècle.

Tiere: Wir kochen breite Bettelsuppen.
Mephistopheles: Da habt ihr ein groß Publikum.
(Faust, erster Teil.)

I.

In dem kleinen, seichten See, der unser öffentliches Leben darstellt, hat es in den letzten Tagen ein niedliches Stürmchen gegeben. Herr Theodor Herzl, ein Journalist von Rang, hat vor einigen Monaten eine Broschüre, „Der Judenstaat", veröffentlicht, die gar keine neuen Gedanken, nicht einmal einen rechten Schwung aufzuweisen hat, aber nichtsdestoweniger in dem engeren Kreise, der sich mit dieser Frage beschäftigt, wegen der Person des Verfassers Aufsehen erregen mußte. Nachdem jene Broschüre veröffentlicht war, unternahm es Herr Theodor Herzl, persönlich für seine Vorschläge in den großen Zentren Europas zu agitieren, wiederum mit dem Erfolge, daß dabei ein großes Geräusch entstanden ist, ohne daß von einem praktischen Erfolge die Rede sein könnte. Mag man sich nun zu dieser Erscheinung stellen, wie man will, jedenfalls wird man sie gewissenhaft registrieren müssen; ein künftiges Geschlecht wird die Glossen dazu machen und dabei eigenartige Betrachtungen über die Armseligkeit unserer Zeit anstellen.

Es wird mir nicht einfallen, Herrn Theodor Herzl deshalb zu tadeln, weil er erst jetzt das Judentum entdeckt und sich mit dessen Zukunft zu beschäftigen begonnen hat. Meine, freilich unmaßgebliche Meinung ist es zwar, daß nur derjenige sich mit der Zukunft des jüdischen Stammes beschäftigen darf — ich meine in dem Maße, öffentlich aufzutreten und neue Bahnen vorzuzeichnen —, welcher die Vergangenheit Israels in allen ihren Einzelheiten kennt, dem das jüdische Schrifttum, dieses großartige Monument des schaffenden Genius Israels, nach allen Seiten hin bekannt ist. Nichtsdestoweniger weiß ich, wie wenig man mit solchen Ansichten in unserem Zeitalter durchdringen kann. Ein Blick auf unser Gemeindeleben, auf unsere öffentlichen Zustände, auf unsere Lehrer und Leiter wird uns belehren, wie wenig Vernunft dazu gehört, um die Judenheit zu regieren.

Hingegen muß ich an Herrn Herzl den Mut loben, mit dem er aufgetreten ist. Wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir zugestehen, daß sich bisher mit solchen Fragen zu beschäftigen wagten: unpraktische, unverbesserliche Idealisten, einige geschäftskundige Ignoranten und allerhand Narren. Leute von einer gesunden Mittelmäßigkeit gingen dieser Sache aus dem Wege. Herr Theodor Herzl, ein Journalist von Rang und keineswegs durch hervorragendes Wissen oder durch besondern Reichtum an Gedanken beschwert, ist der erste seines Genres, der dem Judentum seine Feder geweiht, was gewiß nur Anerkennung verdient.

Natürlich wird weder die Broschüre noch die persönliche Agitation des Herrn Herzl irgend welche praktischen Erfolge haben. Sein „Judenstaat" ist eine Utopie, aber ohne jede soziologische Grundlage, und ermangelt auch jeder poetischen Schöpfungskraft, die wir als Hauptbedingung einer gutgeschriebenen Utopie bezeichnen müssen. Was von dem Auftreten Herzls bleibt, das ist die Förderung der sogenannten „zionistischen" Bewegung, die dadurch neue Nahrung und neue Aufmunterung erhält. In der großen Heerde unselbständiger Nachäffer, die geistesarm stets auf eine Parole von außen warten, um ihrem Leben irgend einen geistigen Inhalt zu geben, wird jetzt eine „große Bewegung" entstehen, die von geschäftskundiger Hand geschickt wird ausgebeutet werden

können. Seht ihr, hieß es vor einigen Wochen in einer jüdischen Zeitschrift: ein Mann vom Range eines Herzl, Verfasser mehrerer Possen, die auf einem Wiener Theater aufgeführt worden sind und sogar einige Zeit auf dem Repertoire sich erhalten haben, der Feuilletonist, der in einem großen Wiener Blatte so hübsch und nett zu plaudern weiß, der vollendete Salonmensch, dessen Frack so tadellos sitzt, dieser große Mann hat nun dem Judentum die Ehre angethan, sich mit ihm zu beschäftigen. Wer möchte nun noch daran zweifeln, daß das Judentum ein interessanter, salonfähiger Gegenstand sei? Werden nun viele Anhänger für diese Bewegung gewonnen, so darf man nicht im mindesten hoffen, daß manche jüdische Familien wieder zu der alten Lebensweise unseres Stammes zurückkehren, daß sich die jungen Leute mit der Erlernung der hebräischen Sprache abquälen werden, daß in den Häusern Israels wiederum ein Leben voller Entsagung und Opfer beginnen wird. — O nein! Heutzutage macht man es sich viel bequemer; es genügt, wenn man einem „zionistischen“ Verein beitritt und pünktlich seine Beiträge, die andere Leute gut gebrauchen können, zahlt und der „nationalgesinnte“ oder „zionistische“ Jude ist fertig. Mit einem Worte: der „Zionismus“ fängt an, ein Sport zu werden, nicht besser und ernster als das Radfahren, Pferderennen und dergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß hier eine heilige Sache profaniert wird.

Wer das nicht glauben will, soll die Rede lesen, in der Herr Theodor Herzl von dem Sprecher der Londoner „Zionisten“ gefeiert worden ist. Rev. Singer, der Prediger der Reformgemeinde in London, verglich die heutigen Journalisten mit den alttestamentarischen Propheten. Er berief sich für diese ungeheuerliche Phrase auf Renan. Nun dieser war ein geistvoller und genialer Forscher; er hat aber so viele Hypothesen in die Welt gesetzt, daß kein Ernstdenkender seine Aeußerungen ohne genaue Prüfung nachsprechen wird. Zu Ehren Renans wollen wir auch annehmen, daß er weder Jaques St. Cère noch Camille Dreyfuß gekannt, diese Vertreter des modernen Prophetentums; er hätte sonst gewiß jene ungeheuerliche, ja gotteslästerliche Phrase nicht ausgesprochen. Schämen muß man sich aber über unser kraftloses und blutarmes Geschlecht, daß einige halbwüchsige Burschen und unreife Schwätzer es wagen dürfen, irgend welche Bewegung zu schaffen; daß ein begabter, federgewandter Journalist die Zukunft des Judentums zu lenken unternimmt und ein Quasi-Prediger diesen Journalisten den glorreichen Propheten an die Seite zu stellen wagt, ohne dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen.

Es rächt sich jetzt schwer und bitter an unserem Stamme, daß verblendete Männer ihm jede Eigenartigkeit, jeden Partikularismus auszutreiben sich vermessen haben. Zunz, der doch gewiß auf der Höhe der europäischen Kultur gestanden, klagte vor fünfzig Jahren über dieses blinde Wüten gegen alle jüdischen Ideale: „Dich befremdet — schrieb dieser große Forscher an einen wirklichen oder nur fingierten Freund —, daß selbst in unserer großen Stadt unter den Juden so große Unwissenheit über die Männer herrscht, welche die Zierde und die Träger ihrer Geschichte sind; gerade unter den gebildeten Klassen ist von dem Leben und Wirken bedeutender jüdischer Persönlichkeiten so gut als nichts bekannt, und von Maimonides und Mendelssohn weiß man nur, weil es europäische Namen sind. Ich könnte Dir entgegnen, daß einer großen Stadt auch eine große Unwissenheit gebühre; allein ich habe auch eine ernsthafte Antwort. Volkszahl, Bildung stehen nicht in gleichem Größenverhältnis mit Wärme und Interesse, und der Mangel an Kenntnis hat zunächst in einem sittlichen Mangel, in der Gleichgiltigkeit und dem Dünkel, seinen Grund; seine Wirkung, die vorgefaßte Meinung und das falsche Urteil, wird also ein wirkliches Gebrechen des Verstandes und die Kultur in diesem Punkte zur Scheinkultur ....“

„Das jüdische Publikum .... soll diejenigen, die seit zwei Jahrtausenden die Träger unserer Litteratur sind, kennen, ihr Wollen begreifen, ihr Wirken achten, ihre Leiden fühlen. Von welchen Führern soll es dies lernen? Doch wohl nicht, die, alles Alte, das jüdisch ist, mit Füßen tretend, unaufhörlich ausrufen, daß erst mit ihnen das Heil komme und die Wahrheit, die alle Bücher, worin gewisse kourante Waaren nicht feilgeboten oder angepriesen werden, anfeinden; auch von jenen nicht, die die hebräischen Bücher verbrennen, die Kenntnis dieser Sprache unter uns ausrotten möchten, weil dieselbe Palästina und das Mittelalter, den Partikularismus und das Veraltete vertrete, wir aber die Kinderschuhe, die uns das göttliche Land angelegt, längst ausgetreten .... Wenn die Bande der Sprache, der Geschichte und Religion, der Idee und aller Nationalität auf diese Art beharrlich gelockert werden, so erstaune nicht, daß unsere fashionablen Juden die hebräischen Bücher schleunigst auf den Boden bringen oder verkaufen, und um die Männer dieser Geschichte kein betitelter Narr sich kümmert ....“

So schrieb Leopold Zunz anno 1845. Wären damals seine Worte auf einen fruchtbaren Boden gefallen, so hätten wir in der Gegenwart keine unwissenden komödiantenhaften Rabbiner, keine Dressieranstalten für Pfaffen, keine Litteraturvereine, keine seichten Predigten, keine „zionistischen“ Vereine, kein Knownothingtum, keine Kommerzienräte als „Parnaßim“, keine große Heerde, welche alles geistige Leben bei uns erstickt, keine dummen Jungen und Ignoranten, die sich zu unsern Führern aufwerfen, keinen Salonmessias und keinen Reverend, der die Propheten den Zeitungsreportern gleichstellt. Aber „was soll es nützen, stets das alte Lied zu leiern?“

Dr. S. Bernfeld.

Der Chasen.

I.

Ein russischer Glaubensgenosse teilt uns ein Witzwort mit, das er irgendwo irgendwann von einem „Maggid“ (Wanderprediger) gehört haben will. Es ist bekannt, so führte der Prediger aus, daß die Israeliten in der Wüste oft unzufrieden gewesen, daß sie fast täglich mit neuem Begehren zu ihrem Führer Mose hinangetreten waren. Bald forderten sie Fleisch, bald Wasser; bald sehnten sie sich nach den Fleischtöpfen, bald nach den Zwiebelbündeln Egyptens. Wie kommt es, daß sie niemals einen — Chasen gefordert, diesen eigenartigen Meister des Sanges, der in früherer Zeit so hoch stand in der Gunst Israels? „Die Antwort ist unschwer gegeben, Rabboßai. Es

heißt in der heiligen Thora (Deuter. 8,4): ‚Dein Kleid zerfiel nicht von Dir, und Dein Fuß schwoll nicht an, schon vierzig Jahre‘; dieser Satz wird im Midrasch dahin erklärt, daß in der Wüste ein Wunder geschehen: die Fuß- und Leibbekleidung der Israeliten sei mit ihren Trägern gewachsen; es gab demnach in der Wüste weder Schneider noch Schuster — wer sollte da einen Chasen verlangen?“

Dieses Witzwort beleuchtet treffend die Klage über den Niedergang des Kantorats in Deutschland, die ein würdiger Vertreter dieses Standes vor acht Tagen hier angestimmt hat. In den slavischen Ländern Europas, in denen unsere Glaubensbrüder unter einem schweren politischen und ökonomischen Drucke seufzen, stand die Wiege dessen, an dessen Bahre wir in den westlichen Kulturstaaten stehen: des Chasen. Dem jüdischen Volksgemüte entsprossen, wußte er den Weg zu dem Herzen seiner Hörer zu finden. Aus seinem Vortrage tönte das ganze Weh und der ganze Schmerz des kleinen Judenvolkes, das unerschütterte Gottvertrauen und die unvergleichliche Gottergebenheit des großen Israel. Er war der Liebling vornehmlich aller Belasteten und Bedrückten, der „Schneider und Schuster“ — dieser geborenen Proletarier der Judenheit — weil seine wehmütigen Weisen sie ergriffen und verwandte Saiten in ihrem Innern ertönen machten. Ohne den Chasen gab es keine rechte Sabbat- und Festesfreude, ohne den Chasen war eine öffentliche oder Familienfeier undenkbar. So ist es noch heute in den slavischen Ländern, wo der politische und wirtschaftliche Druck von unseren Glaubensgenossen noch nicht gewichen ist; so war es auch in den westlichen Kulturstaaten, ehe bezahlte Lobredner ihren Hörern erzählen durften, daß der große Judenschmerz ausgeweint sei für alle Zeiten, daß er keine Stätte mehr habe in unserem Herzen und unserem Hause. So war es auch in deutschen Landen, ehe man begonnen hatte, unseren Gottesdienst „zeitgemäß“ zu entjudaisieren, ihn „modern“ zu verstümmeln, damit auch in den G o t t e s h ä u s e r n Israels nichts zu schauen sei als der deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens. Mit der Absetzung des Chasen und der Einsetzung des „Kantors“ hat die glorreiche Reformbewegung begonnen; mit der Absetzung des Chasen und der Einsetzung des „Kantors“ hat die glorreiche Reformbewegung den ersten Schritt gethan nach dem Sumpfe, in den sie geraten, aus dem sie nicht mehr heraus kann. Denn mit dem Chasen ist das H e r z unserem Gottesdienste genommen worden, der, kahl und kühl, uns nicht mehr erwärmt und darum nicht mehr anzieht.

Schreiber dieses hat vor mehreren Jahren in einer Flug- und Streitschrift unsere Reformhelden auf die Bedeutung des Chasen für die Hebung unseres Gottesdienstes aufmerksam zu machen gesucht. Die Ausführungen wurden von den Beteiligten gelesen, aber von der d a m a l s maßgebend gewesenen Fachpresse mutig totgeschwiegen, so daß eine Aussprache über den wichtigen Gegenstand nicht erfolgt ist. Um nachzuholen, was andere verabsäumt, gestatten wir uns, die auf unseren Gegenstand bezughabende Stelle aus der Flugschrift im wesentlichen hierherzusetzen und unsere positiven Vorschläge für eine der nächsten Nummern dieses Blattes zu reservieren:

„. . . . Besonders ist es die religiös-fortschrittliche Richtung, welche höchstens den Religionslehrer anerkennt, dem Vorsänger aber die Existenz-Berechtigung völlig abspricht. Unter Hinweis auf den Gottesdienst in der Kirche, der ja ohne singenden Vorbeter ein würdiger und erbaulicher sei, fordern ihre Wortführer eine Nullifizierung der kultuellen Thätigkeit des Vorbeters. Nun vergessen diese Wortführer, daß der Jude mit einer andern Absicht und zu einem andern Zwecke in die Synagoge geht, als der Christ in die Kirche. Dieser begiebt sich in das Gotteshaus, um sich zu erbauen, jener aber, um zu beten. . . . Und „was ist das Gebet?“ fragt unser gemütreicher Michael Sachs. „Meint Ihr das Wort der Lippen, das äußerlich wird abgelesen, während im Innern andere Gedanken und andere Sorgen und andere Fragen sich tummeln und im wirrem Gewühl des Gemütes Erhebung und des Geistes Sammlung hemmen? Nein! Es ist das Gebet, — da der ganze Mensch ein Saitenspiel, ein Tonzeug ist, auf den in heiligen Akkorden seines Gottes Preis und Ruhm erklingt, da sein Herz eine Harfe wird und tönet und klinget; da jede Fiber und jede Faser an ihm schwingt und zuckt in heiligen Schauern!“ Ein Tonzeug, eine Harfe aber, fügen wir hinzu, müssen g e s t i m m t werden, will man lautere Akkorde ihnen entlocken; und soll das Menschenherz sich im Gebete in eine Harfe wandeln, so muß auch dieses gestimmt werden. Und wie Saiteninstrumente erst h e r a b gestimmt werden, ehe man sie emporschraubt, so muß auch das Menschenherz de- und wehmütig gestimmt werden, ehe es beten kann. Wer oder was soll diese Wirkung hervorrufen? Etwa der Orgel metallener Klang? Der an eine andere Welt gemahnende Grabeston der Orgel kann uns auf kurze Zeit in eine weihevolle Stimmung versetzen, nachhaltig ist der Eindruck nicht, der Orgelton kann den Hörer eine Weile erheben, aber erschüttern wird er ihn nicht. „Die Menschenstimme ist das Erschütterndste!“ sagt einer unser größten Tondichter; sie allein ist berufen, zu dem Menschen zu reden; nur ihr Klang wird niemals den Eindruck verfehlen. Und darum sagen wir: solange die Juden ihre Synagogen nicht allein der Erbauung, sondern auch des Gebetes wegen besuchen, ist der singende Vorbeter unentbehrlich. . . .

Ferner: Solange das Hebräische als Gebetsprache in der Synagoge vorherrscht, würde die Abschaffung des Vorsängers einer Vernichtung des Gottesdienstes gleichkommen. Denn das d e k l a m i e r t e hebräische Gebet würde bei der wachsenden Unkenntnis der Sprache unserer Väter den letzten Rest der Getreuen aus dem Gotteshause vertreiben. Und darum können selbst unsere Reformgemeinden, in deren Gebetbüchern das Hebräische nicht völlig ausgeschieden ist, den Vorsänger nicht entbehren. . . .

Nach alledem ist es unerklärlich, wie Männer, die trotz ihrer radikalen Anschauungen es mit dem Judentum gut meinen, gegen die Vorsänger eifern können. Oder soll dieser Eifer weniger in einer Animosität gegen den Vorsänger, als in einer Abneigung gegen die hebräische Gebetsprache seinen Ursprung haben? In diesem Falle sei man gerecht, es einzugestehen; bei dieser Gelegenheit sage man uns aber auch, wer die Thätigkeit des Chasen ersetzen soll? Man sagt: der Prediger und die Predigt. Gesetzt, — aber nicht zugegeben — dem gesprochenen Worte wohnte eine gleiche Kraft inne wie dem gesungenen — was aber sollten die Gemeinden anfangen, welche einen Prediger entbehren müssen? Sollten sie ihre Betlokale schließen und warten, bis irgend ein benachbarter Prediger in ihrer Mitte erscheine, um ihnen die Abhaltung eines Gottesdienstes zu ermöglichen? Und vollends die hohen Feiertage, an welchen jeder Prediger an seine eigene Gemeinde gebunden ist — sollten diese an den Mitgliedern kleiner Gemeinden spur- und weihelos vorübergehen? Nicht wahr, das wünscht niemand? Wenn man das aber nicht wünscht, so rüttele man nicht an einer Institution, welche selbst einer aus wenigen Mitgliedern bestehenden Gemeinde möglich macht, sich an bestimmten Tagen zu einem gemeinsamen Gottesdienste zu versammeln, und die sie nicht in die leidige Lage versetzt,

Wochen und Monate lang auf religiöse Erhebung verzichten zu müssen.

Aber auch in mittleren und größeren Gemeinden würde eine Umgestaltung des Gottesdienstes zu Gunsten der Predigt sich wenig bewähren; denn diese Umgestaltung würde den Prediger nötigen, nicht allein häufiger, sondern auch länger als gewöhnlich zu predigen, was nicht zum Vorteil gereichen würde: der Redner würde weniger intensiv als extensiv sein, er würde weniger in die Tiefe als in die Breite gehen, und aus der allwöchentlichen Predigt würde leicht eine alltägliche werden.

Zu diesen meist praktischen Erwägungen tritt noch ein ideales Moment hinzu: das spezifisch-jüdische Empfinden. Während wir im gesellschaftlichen Verkehr bemüht sind, unseren andersgläubigen Mitbürgern gleich zu sein, wollen wir in der Synagoge Juden sein! Und darum behalten wir unsere Gebete, unsere hebräische Sprache und unsern Vorsänger nicht blos trotzdem, sondern weil sie den Bekennern anderer Religionen fremd, und weil sie, neben unserer Litteratur, die einzigen Ueberreste sind aus einer großen glorreichen Vergangenheit!"

Der numerische Niedergang des Judentums.

Von Bernhard Traubenberg.

Das Zahlenbild des deutschen Judentums ist ein sehr unerfreuliches und wird aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn sonst die eherne Logik von Ursprung und Wirkung nicht aufgehoben wird, in Zukunft sich noch unerfreulicher gestalten. Mit Bangen und Sorge kann man nur den Blick auf die weitere Entwickelung des jüdischen Volkstums richten. Die Zahlen reden eine sehr deutliche Sprache. Sie rufen den Kulturbestrebungen, die die deutschen und auch sonst die westeuropäischen Juden beherrschen, ein warnendes Mené tekél zu. Die Wege, die eine überreizte Zivilisationssucht uns führt, sind falsch, unheilvoll und verderbenbringend. Die bedenklichen Symptome der rückläufigen Volksbewegung, wie sie die statistischen Zahlen seit langem unzweifelhaft darstellen, verraten, daß die innern Kräfte des Judentums nicht mehr ganz intakt und ungeschwächt sind. Die unerfreulichen, äußeren Symptome entsprechen ganz gewiß auch einer schlimmen Innenverfassung.

Die Geschichte rühmt dem jüdischen Volke ein urkräftiges Wachstum nach, das alle Ausrottungsversuche unmenschlicher Bedrücker scheitern machte. Jetzt scheint dieser gute Genius ewiger Erneuerung und Verjüngung den jüdischen Stamm verlassen zu haben. Was pharaonischem Druck, was mittelalterlicher Vernichtungswut, was dem Zusammenschluß aller finsteren Geister früherer Jahrhunderte nicht gelungen, das erreicht jetzt spielend und mühelos der Kulturmoloch überfeinerter und aufgehätschelter Bildung. Das leuchtende Kleinod des jüdischen Hauses verliert immer mehr an Boden, giftiges Wurzel- und Schlingwerk unterwühlen immer sicherer sein unerschütterlich geglaubtes Fundament. Von Jahr zu Jahr wird der schwere „Schaden am Hause Israels" deutlicher erkennbar.

Einem aufmerksamen Auge freilich konnte es längst nicht entgehen, wie die statistischen Ermittelungen immer empfindlicher zu ungunsten der Juden ausfielen. Zunächst fehlte es allerdings an objektiven Beobachtern, und nicht nur in antisemitischen, sondern auch in jüdischen Blättern wurde fortwährend die abgedroschene Fabel von dem ungeheuer starken Wachstum der Bevölkerung aufgetischt.

Ja, diese Fabel spukte sogar in Köpfen, deren Beruf es ist, die statistischen Ermittelungen fachwissenschaftlich zu gruppieren und dem Laienauge in unverschleierter Klarheit vorzuführen.

Als ich — meines Wissens zum erstenmal — auf diese sonderbare Erscheinung, die den landläufigen Anschauungen schnurstracks zuwiderlief, hinwies, da war es kein geringerer als H. Wichmann, der im „Globus" meine Behauptung als haltlos hinzustellen suchte, wobei ihm alle jüdischen Zeitschriften getreulich sekundierten.

Meinen Auseinandersetzungen lag damals nur ein geringes Zahlenmaterial zugrunde und obwohl auch Wichmann mit keiner zahlenmäßigen Widerlegung kam, so war es nicht weiter verwunderlich, daß seine Autorität meine Darlegungen vollständig erdrückten.

Doch nicht lange, und es bot sich Gelegenheit, ein weitschichtigeres Material herbeizuschaffen, das den behaupteten relativen Rückgang der jüdischen Bevölkerung unter Beweis stellte. Heute dürfte es keinen mehr geben, der den Mut hätte, etwas zu leugnen, was so klar zutage liegt.

Die Zahlen enthalten den Beweis einer fortdauernden Schröpfung des deutschen Judentums. Sie stellen seiner Weiterentwickelung das allerungünstigste Prognostikon und lassen den Bestand der jüdischen Glaubensgemeinschaft als äußerst gefährdet erscheinen.

Das gilt natürlich nicht für den Augenblick und für die nächste Zukunft. Aber wenn der Lauf der numerischen Entwickelung sich auf derselben schiefen Ebene fortbewegen wird wie bisher, dann wird in 100 Jahren die jüdische Bevölkerung prozentuell wohl nur halb so groß sein wie jetzt.

Sehen wir uns einmal die Zahlen, die das neueste Heft der preußischen Statistik veröffentlicht, näher an.

	1892	1893	1894
Jüdische Sterbefälle	5927	6274	5373

Augenscheinlich tritt bei diesen Zahlen das Steigen und wieder das Sinken der Todesfälle hervor. Das ist jedoch nur eine Teilerscheinung, die auch in den Gesamtziffern wahrgenommen werden kann. Die Sterbeziffern für die letzten drei Jahre betragen 714752, 746477, 679793. Das Steigen und Fallen der jüdischen Sterbefälle entspricht zwar nicht genau der Bewegung der allgemeinen Ziffern, die Differenz ist aber unerheblich, wenn man bedenkt, daß der Prozentsatz bei Juden schon durch eine sehr geringe Verminderung oder Vermehrung eine starke Verschiebung erleidet.

Die Geburten der letzten drei Jahre ergeben, wenn man die Hälfte der aus jüdischen Mischehen hervorgegangenen, den Juden zurechnet:

	1892	1893	1894
Geburten . . .	8749	8736	8639
Sterbefälle . . .	5927	6274	5373
Ueberschuß . . .	2822	2462	3266

Der Bevölkerungsüberschuß auf jüdischer Seite stellt sich im allgemeinen sehr ungünstig, und obwohl 1894 eine nicht unbeträchtliche Steigerung zu konstatieren ist, so ist doch das

prozentuelle Verhältnis beinahe ebenso ungünstig wie 1893. Denn auch die Zunahme der preußischen Bevölkerung überhaupt ist 1894 wesentlich in die Höhe gegangen.

Den größten Tiefstand weist allerdings das Jahr 1893 auf. Die Vermehrung bleibt um mehr als die Hälfte hinter dem Durchschnitt zurück. Statt rund 5000, wie der Durchschnitt verlangte, beträgt die Vermehrung nur 2462. Die allgemeine Zunahme beläuft sich auf 1⅓, die der Juden blos auf ⅔ Prozent. Die Besserung in 1894 ist kaum erwähnenswert, denn auch da müßten die Juden eine Vermehrung von 6000 haben, um den Durchschnitt zu erreichen, während sie blos einen Ueberschuß von 3266 aufweisen. (Schluß folgt.)

Wochen-Chronik.

Berlin, 29. Juli.

— **Der „Scheiterhaufen-Brief“.** Wie der Stöckersche „Scheiterhaufen-Brief“ zur Oeffentlichkeit gelangt ist, erzählt der „Hann. Kour.“. Einleitend wird bemerkt, Hammerstein habe seine Fraktionskollegen oft genug terrorisiert, aber auch wieder als Kitt den widerstrebenden Faktoren gegenüber gedient; er hielt Herrn Stöcker die Stange, vermittelte oftmals zwischen seiner Partei und den Antisemiten und verstand mit Geschick die in Schach zu halten, die wiederholt Lust zeigten, gegen das extreme Agrariertum, besonders innerhalb der Reichstagsfraktion, Front zu machen. Die Veröffentlichung des Stöckerschen Scheiterhaufenbriefes bereitete den Ausbruch der Krise in der konservativen Partei vor. Daß Freiherr v. Hammerstein mit der Weggabe dieses Briefes einen schlechten Streich beabsichtigte, ist nicht anzunehmen. Er beging in Wirklichkeit nur eine Art Fahrlässigkeit. Als er kurz vor seiner Flucht aus Berlin alles Mögliche zu Gelde machte, übergab er u. A. einem Agenten ein Bündel Briefe zum Verkauf und dieser brachte ihm einige Stunden später dafür 500 M. Hätte v. Hammerstein sich darauf besonnen, daß das ominöse Stöckersche Schreiben sich darunter befand, so würde er dieses gewiß zurückbehalten haben, denn gewisse Anzeichen rechtfertigen die Vermutung, daß sich Herr Stöcker gegenüber seinem Freunde Hammerstein in weit größerem Maße gefällig erwiesen hat, als man bisher wußte, so zwar, daß andererseits auch Frhr. v. Hammerstein alle Ursache hatte, Stöcker nicht zu reizen.

— **Jüdische Stiftungen.** Unter diesem Stichworte erzählt die „Deutsche Zeitung“: „Kürzlich hat das preußische Unterrichtsministerium eine Statistik der wohlthätigen Schenkungen und Zuwendungen an Kirchen, kirchlichen Stiftungen und Anstalten, an Vereine, an Taubstummen- und Blindenanstalten, Waisen- und Krankenhäuser ꝛc. veröffentlicht. Indessen fanden sich in dieser Statistik auffälligerweise nur die Schenkungen und Zuwendungen für evangelische und katholische Anstalten, nicht auch für jüdische, obwohl diese, insoweit sie 3000 M. übersteigen, wie die übrigen der landesherrlichen Genehmigung bedürfen, also dem Kultusministerium bekannt sind. Da gerade die jüdischen Stiftungen nach den Einzelheiten, die gelegentlich bekannt gegeben werden, zahlreich und umfassend sind, so wird das preußische Kultusministerium hoffentlich seine Versäumnis bald nachholen und in Zukunft auch eine Zusammenstellung der jüdischen Stiftungen veröffentlichen, die gewiß vielfach interessieren dürfte . . . . .“ — Der Sperrsatz sowohl als auch die ihm folgenden geheimnisvollen Punkte rühren von der „Deutschen Zeitung“ her. Die Punkte sollen andeuten, daß der Schreiber über den in dem Sperrsatz angeregten Gedanken noch vieles zu sagen gehabt, aber, aus Gutmütigkeit oder Bescheidenheit, verschwiegen habe. Wir haben nicht die mindeste Ursache, die Thatsache zu verschweigen, daß die Zahl der jüdischen wohlthätigen Stiftungen viel größer ist, als unsere Gegner wähnen. Für unsere Widersacher wird dieses Zugeständnis ein Beweis für den „Reichtum der Juden“ sein, uns ist es lediglich ein Zeichen, daß unsere modernen Juden in einem Punkte fast die hohe Stufe unserer Altvordern erreichen: in puncto Wohlthätigkeit. Der jüdische Geist ist geschwunden, das jüdische Herz ist geblieben

— **Frau Dr. Lieber,** die Gattin des bekannten katholischen Abgeordneten, ist keine getaufte Jüdin, sondern eine geborene Christin, so bemerkt die „Germania“ gegenüber der gegenteiligen Behauptung antisemitischer Blätter. Interessant ist der Schluß des Entrefilets, das den antisemitischen Skribenten auf die schmierigen Finger klopft: „Es ist ja nicht das erste Mal, daß Dr. Lieber mit dem Judentum in Verbindung gebracht wird. Hat man ihn doch früher selbst schon einmal zu einem „Judensprossen“ etymologisiert, und zuletzt wurde dreist behauptet, Dr. Lieber habe seine älteste Tochter, die jetzige Armenschwester des h. Franziskus, ein damals achtzehnjähriges Kind, „einem reichen Juden verkauft“ — eine andere Variation zu dem „Judensprossen“ und dem „Mann der Jüdin“. Auch bei dem „Calumniare audacter . . .“ scheint wie bei Krispanskis Katz das Wort Geltung zu haben: „Bald so, bald so; — wie's trefft.“ Wie wir übrigens Herrn Dr. Lieber kennen, würde er die Stammverwandtschaft mit Christus und den Aposteln derjenigen mit einem Sigl, Senftl, Zeitler et id genus omne jedenfalls vorziehen.“

— **Paulus Meyer,** der jüdische Konvertit, welcher dem Pfarrer Deckert auf Bestellung einen „Ritualmord“ fabrizierte, in Wien zu einer längeren Kerkerstrafe und später, am 19. November 1894, vom Landgericht Leipzig wegen verleumderischer Beleidigung des Pastors von Bodelschwingh und anderer zu 1 Jahr 10 Monaten Gefängnis verurteilt wurde, ist aus der Strafanstalt Zwickau entlassen und, nachdem seine Bitten um Gestattung des Aufenthalts in Leipzig von der Regierung abschlägig beschieden wurden, als gefährlicher Pasquillant dauernd des Königreichs Sachsen verwiesen worden. Aus Preußen war Meyer bereits vor dem Strafprozesse in Leipzig als russischer Staatsunterthan ausgewiesen. Vermutlich wird er jetzt wieder Oesterreich zum Schauplatze seiner Thätigkeit machen, von dem er 1894 nach Leipzig zur Bestrafung ausgeliefert ward.

— **Das sinkende antisemitische Schiff** wird immer mehr entvölkert. Auch der Schneidermeister Volkmann hat sich jetzt aus der antijüdischen „Bewegung“ zurückgezogen, um im Osten Berlins ein Restaurant zu übernehmen. Volkmann war neben Dr. Böckel und Ahlwardt Mitbegründer der vor zwei Jahren ins Leben gerufenen antisemitischen Volkspartei; er machte in allen Handwerkerversammlungen für diese Partei Propaganda. Mit Fritz Volkmann ist übrigens die Geschichte Ahlwardts

eng verknüpft. Er soll für den immer in der Klemme befindlichen Rektor bedeutende Opfer gebracht haben. Man erinnert sich wohl der Thatsache, daß Volkmann als „Diener“ Ahlwardts seiner Zeit die Fahrt zur Einweihung des Kaiser Wilhelm-Kanals mitmachte; auch die Kosten der Reise wurden aus seinen Mitteln bestritten.

— **Wieder kein Jude!** Kürzlich wurde der Bankier Hermann Silberschmidt aus Hameln wegen Verleitung zur Kuppelei verhaftet. Der Name Silberschmidt genügte nun der antisemitischen „Hannov. Post“, um ihn sofort zum Juden zu stempeln und die ganze Rasse der Juden wieder zu Mitschuldigen des einen angeblichen Verbrechers zu machen. (Die liebe „Staatsb.-Ztg.“ hat sich sogar zu einem Leiter emporgeschwungen, den sie der „Hann. Post“ nachgeschrieben hat. Red.) Silberschmidt aber ist kein Jude und ist nie Jude gewesen, sondern als unehelicher Sohn einer echt germanischen, arischen Mutter in Hameln geboren und als vollgiltiger Christ getauft worden. Wie viele, die wegen ihres jüdisch klingenden Namens für Juden gehalten werden, kokettierte S. doppelt eifrig mit den antisemitischen Ideen und pflegte den Gesinnungsgenossen der Leser der „Hann. Post“ herauszubeißen. Sollten nun die antisemitischen Blätter sich genötigt sehen, auf die christlich-deutsche Abstammung des Silberschmidt hinzuweisen, so raten wir ihnen, ihr altes Rezept anzuwenden, nach welchem zugegeben wird, daß Silberschmidt seinem Fleische nach „Deutscher“, seiner Gesinnung nach aber Jude sei. Das zieht immer — bei den antisemitischen Lesern.

— **Der Jud' Nietzsche.** Die Gelehrten eines Berliner antisemitischen Blattes haben dieser Tage der staunenden Mitwelt eine verblüffende Neuigkeit verkündet. Sie wollen nämlich die Entdeckung gemacht haben, daß der große deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche ein Jude sei. Welch' profunde Forschungen sie zu diesem Zweck angestellt haben, das verschweigen sie wohlweislich. Sie haben auch keine Antwort auf die Frage, wie es komme, daß Nietzsches Vater protestantischer Pfarrer in Naumburg war. Sie dekretieren einfach: Nietzsche ist ein Jude, und damit ist die Sache erledigt. Wir glauben übrigens die Beweggründe zu kennen, welche die Herren veranlassen, Nietzsche zu einem Juden zu stempeln. Der geistsprühende Denker hat mehrmals in seinen Werken über die Verfechter der arischen Rassentheorie die Geißel seiner Satyre klatschen lassen und die antisemitische Bewegung als eine banausische Zeitströmung und als einen Ausbruch vulgärer Triebe gebrandmarkt. Nietzsche hat sogar für das stetige Anschwellen des Antisemitismus eine Erklärung gefunden, die er mit einem Goetheschen Spruche formulierte, der folgenden Wortlaut hat:

„Ueber das Niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage.“

Nietzsche hat aber noch durch eine andere schwerwiegende Thatsache seine semitische Abstammung in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise dokumentiert. Er hat es nämlich gewagt, Heinrich Heine als einen der größten deutschen Dichter zu feiern; ja, er hat erklärt, daß Heine „ein europäisches Ereignis“ sei. Also lauter augenfällige Beweise für das Judentum des Philosophen.

— **Das Argentinische Hilfswerk** beschäftigte in den letzten Tagen die politische Tagespresse. Aus Konstantinopel erhielten die Blätter einen Bericht, der das Unternehmen des Baron Hirsch als völlig gescheitert bezeichnet. Bei der Anfeindung, denen das Argentinische Hilfswerk von verschiedenen Seiten ausgesetzt ist, ist die Annahme nicht ausgeschlossen, daß man es hier mit einer tendenziösen Uebertreibung zu thun hat. Als gewissenhafte Chronisten dürfen wir aber den Bericht nicht unterdrücken. Er lautet: „Seit einigen Wochen langen in Konstantinopel ganze Familien der von Baron Hirsch nach Argentinien geschickten russischen Juden an, die das russische Konsulat bestürmen, ihnen die Reise nach Rußland zu ermöglichen und nach dort Pässe auszustellen. Die Sache hat aber einen Haken. Die Auswanderer haben nämlich seinerzeit auf ihre russische Nationalität verzichten müssen. Jetzt treiben sie sich hier in einem erbarmungswürdigen Zustande umher. Die Schilderungen, die sie von dem Kolonialleben und den Zuständen in Argentinien gaben, sind kaum glaublich, aber alle Zurückgekehrten bestätigen die Angaben. Schon gleich bei ihrer Ankunft in der Kolonie wurden ihnen Blankette vorgelegt, die sie einfach unterschreiben mußten. Diese wurden dann später von den Beamten ausgefüllt, und die Ansiedler erfahen dann, daß sie für ein Stück Land, für das sie eigentlich 5000 Franken abzuzahlen hatten, die Summe von 18—20000 Franken schuldig geworden waren. Die Unterverwalter wirtschafteten, wie es ihnen beliebte. Für Naturalien und Wirtschaftsgegenstände verlangten sie das Siebenfache des wahren Wertes. Den galizischen und russischen Juden nahmen sie die von diesen erbauten Baracken, um sie den Spaniern einzuräumen. Die Kolonisten, die wohl geträumt haben mochten, dort ein beschauliches Leben führen zu können, sahen sich hierin bitter getäuscht. Man versuchte es, sie zu Bahnbauten heranzuziehen, bei denen sie Frohndienste leisten sollten. Der Boden ist mäßig, und es herrschte unter ihnen eine Krankheit, die von dem Stich einer Fliege herrührte, aus dem sich später Würmer entwickelten. Auch unter sich waren sie nicht einig. Es herrschten fortwährend Streitigkeiten wegen Ausübung der religiösen Gebräuche. Die Spanier sind sehr orthodox, während die Russen, die Galizier und die Deutschen eine freiere Anschauung haben. Vor allem richtet sich die Erbitterung der Juden gegen den Hauptverwalter Feinberg. Dieser lebte in Paris und überließ die ganze Verwaltung Unterbeamten. Als die Not der Ansiedler immer höher stieg und die Bedrückungen kein Ende nehmen wollten, rief man ihn nach Argentinien, und nur mit genauer Not entging er der Gefahr, erschlagen zu werden. Es waren zwar schon lange Gerüchte und Hiobsposten nach Europa gedrungen, man unterdrückte sie jedoch immer. Man wollte, man konnte es nicht glauben. Jetzt ist es endlich zur vollen Gewißheit geworden: Das Unternehmen des Baron Hirsch ist als völlig gescheitert anzusehen. Noch bestehen zwar die Trümmer desselben, die die „Alliance Israélite“ zu neuem Blühen bringen möchte, aber dies ist verlorene Mühe. Man ist überall der Ansicht, daß diese es noch ärger in der Kolonie treiben wird als die Beamten des Baron Hirsch, und deshalb will niemand

mehr dort bleiben. Alle wollen zurück. Von den 550 nach Argentinien ausgewanderten Familien kehren jede Woche ungefähr fünf zurück. Leicht ist es, von so vielen Millionen einige zu verschenken, um ein gutes Werk zu stiften, aber um dieses zu erhalten, bedarf es mehr als der Freigebigkeit." — Hingegen finden wir in der soeben erhaltenen jüngsten Nr. der in Buenos Aires erscheinenden „La Plata Post" eine Notiz, die dem obigen Berichte völlig widerspricht. Das gut unterrichtete argentinische Blatt schreibt u. a.: „Das jüdische Kolonisationsunternehmen hier in Argentinien wird, wie man anfangs glauben mochte, mit dem Tode des Begründers desselben, des Baron Hirsch, nicht auseinanderfallen, sondern in derselben Weise wie bisher und mit denselben bei der Gründung ins Auge gefaßten Zielen, den in Rußland verfolgten Juden eine neue Heimat und Mittel zur Existenz zu gewähren, fortgeführt werden. In Zukunft soll aber mehr als bisher darauf Bedacht genommen werden, daß nur tüchtige und arbeitswillige Elemente sich ansiedeln. Ob die Hoffnungen, die auf dieses gewiß menschenfreundliche Unternehmen gesetzt werden, sich in ihrem ganzen Umfange erfüllen, bleibt nun allerdings abzuwarten. Manchem will es scheinen, daß die auch von dem verstorbenen Dr. Löwenthal ins Auge gefaßte Idee, die Juden im Gran Chaco oder besser noch in dem fruchtbaren, von der Natur so begünstigten Gebiete der Misiones anzusiedeln, die bessere gewesen wäre. Dort hätten alle bei der Ueppigkeit der Natur den Kampf ums Dasein leichter aufnehmen, und auch in jenen abgeschlosseneren Gegenden dieser Volksstamm gleich in Kanaan ein seinen Anschauungen und seiner Lebensweise mehr entsprechenderes idyllisches Stillleben führen können, als wie auf der offenen nackten Ebene der argentinischen Pampa, wo das Leben härter und rauher ist." — Die „Jewish Colonisation Association", die das argentinische Hilfswerk leiten soll, hat übrigens am 7. d. M. in London ihre Generalversammlung abgehalten. Nach dem Berichte des Vorsitzenden beträgt das Besitztum der Association in Argentinien 470000 Acres. Die Hälfte dieses Bodens ist in Bearbeitung der Kolonisten, die gegenwärtig 7500 Seelen zählen. Der Rest bleibt für spätere Kolonisation vorbehalten. In den Vorstand wurden für die Dauer von fünf Jahren gewählt: S. H. Goldschmidt, Leven und Reinach (sämtlich in Paris), ferner Alfred Louis Cohen und H. G. Lousada (London.) Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die auch von uns gebrachte Nachricht, Frau Baron Hirsch habe der „Jewish Colonisation Association", welche ihr verstorbener Gatte ins Leben gerufen hat, 100 Millionen Franken geschenkt, unrichtig ist. Richtig ist nur, daß die Sympathie der Baronin dem Werke gehört und eine spätere Zuwendung nicht ausgeschlossen ist.

— **Russische Juden in Amerika.** Die russische Zeitschrift „Woschod" veröffentlicht aus einem Reisebriefe eines Russen, namens Kriwitzki, der ganz Nordamerika durchstreift hat, folgendes: „Inmitten der Steppen von Dakota traf ich russische Juden. Es waren zwei Familien, welche hier Ackerbau betrieben. Ich erfuhr auch, daß noch viele russisch-jüdische Familien in Dakota sich aufhielten und gleichfalls als Ackerbauer ihren Lebensunterhalt verdienten. Die ersten Ankömmlinge siedelten sich im Jahre 1882 dort an, und seitdem hat die jüdische Bevölkerung daselbst großen Zufluß erfahren. Alle erklärten mir, daß sie sich hier durchaus glücklich fühlten. Man führte mich in den einzelnen Besitzungen herum und ich kann über die mir gewordenen Eindrücke nur Löbliches mitteilen. Ihre Kinder besuchen die öffentlichen Schulen und sprechen bereits die Landessprache. Eine Thatsache fiel mir auf: diese Juden hatten fast nichts mehr von jener Aengstlichkeit und dem gedrückten Wesen, welches sonst dem russischen Juden anhaftet. Die neuen Existenzbedingungen haben diese Eigenschaften fast vollständig zum Schwinden gebracht. Der älteste dieser Emigranten in seinem bäuerlichen Kostüm machte auf mich den Eindruck eines gutsituierten Besitzers und sein offenes und freimütiges Wesen erwarb ihm meine volle Sympathie. Mein Reisegefährte glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Wie, sagte er, dieser Farmer mit seinem einnehmenden Wesen und guten Manieren, ist das wirklich der jüdische Schacherer, der so verachtete russische Jude!"

Wissenschaft und Litteratur.

Das „westfälische Gebetbuch".

Eine Antikritik.

Die Ausführungen des „freisinnigen Rabbiners", der in Nr. 27 dieser gesch. Blätter das „westfälische Gebetbuch" beleuchtet hat, stellen, wenn auch unbeabsichtigt, dem vielgeschmähten jüngsten Erzeugnis unserer liturgischen Litteratur das Zeugnis aus, daß es — besser ist als sein Ruf. Denn es kann unmöglich so schlimm um ein Werk dieser Art stehen, wenn gegen dasselbe nichts Anderes zu sagen ist, als was wir in jener Kritik lesen; es sind דקדוקי עניות! Doch leider auch Mißverständnisse, die unseres Erachtens umsoweniger unberichtigt bleiben dürfen, als sie nicht von einem dogmatisch befangenen, sondern von einem freisinnigen Rabbiner ausgesprochen wurden. Es sind, so weit wir sehen konnten, nur zwei Punkte sachlicher Natur, die in jener Kritik berührt werden. Auf diese soll sich unsere Antikritik beschränken.

In der Fassung, welche das Gebet אלהי-נשמה in dem westfälischen Gebetbuche gefunden hat, wird die Textänderung ולהחיותה getadelt. Sie soll gegen die Lehre des Judentums verstoßen, da nach dieser Lehre die Seele nicht stirbt, folglich auch keiner Wiederbelebung bedarf. Wir wollen hier nicht die Eschatologie und Unsterblichkeitslehre des Judentums erörtern. Aber wir meinen, daß alle, die an eine Unsterblichkeit der Seele im Sinne des Judentums glauben, sich unwillkürlich das Leben der Seele nach dem Tode als ein höheres denken, als eine höhere, gewissermaßen neue Beseligung vorstellen, durch welche wir in eine höhere Lebenssphäre erhoben werden. Sollte diese Vorstellung und gewiß nicht minder „unangetastete Anschauung" den Ausdruck ולהחיותה nicht rechtfertigen? Oder sollte der Tod des Leibes spurlos an der Seele vorübergehen, so daß wir dort oben nicht anders erwachen, als wie jeden Morgen aus dem Schlafe? Sollte gar keine Art von Wiederbelebung und höherer Beseligung für unser Fortleben nach dem Tode erforderlich sein? Doch gesetzt, wir wollten die fragliche Textänderung auf sich beruhen lassen, wie will denn der freisinnige Rabbiner mit dem alten Texte fertig werden? In ולהחזירה בי kann das בי sich doch nur auf den toten Leib beziehen, wie ja auch der Schluß des Gebetes in diesem Texte

autet: המחזיר נשמות לפגרים מתים. Kann und will also unser Kritiker dieses Gebet nur in der alten Fassung, d. h. im Sinne der Auferstehung des Fleisches oder, wie Rabbiner S. R. Hirsch übersetzt, der „gestorbenen Leiber", beibehalten wissen? Ist es ihm unbekannt, wie es um dieses Dogma bei der überwiegenden Mehrzahl unserer gebildeten Glaubensgenossen bestellt ist? Wie viele giebt es, die wohl an eine Unsterblichkeit der Seele glauben, aber nicht an eine „Auferstehung des Fleisches"! Sollen alle diese auf das „innige und sinnige Gebet" אלהי נשמה verzichten, obschon es durch eine kleine Aenderung, die auch der Konservative acceptieren kann, für sie noch zu retten ist? Heißt das nicht זה נהנה וזה לא חסר?

Doch unser Kritiker bedachte das nicht und wurde schon an dieser Stelle (S. 12), wie er erzählt, so unwillig, daß er das Buch bei Seite legen wollte und nur noch von dem Reiz einer Dornenlese festgehalten wurde. Das erklärt allerdings, daß er bei seinem weiteren kritischen Bestreben so vieles schief aufgefaßt hat. So fand er es auf Seite 16 des westfälischen Gebetbuches unbegreiflich, warum an Stelle Zephania III,20 „In jener Zeit bringe ich Euch heim und zu dieser Zeit sammle ich Euch, denn ich mache Euch zum Ruhm und Preis unter allen Völkern der Erde, indem ich Eure Vertriebenen zurückführe vor Eure Augen" gesetzt wurde Jesaja 54, 10 „Ob auch Berge weichen und Hügel wanken, meine Liebe wird nicht von Dir weichen und mein Friedensbund wird nicht wankend werden, spricht Dein Erbarmer, der Ewige." Nun, das wäre ja schließlich Geschmackssache. Aber unser Kritiker ruft hier mit Emphase aus: „Ja, hat uns denn Gottes Liebe und Gnade jemals verlassen oder können wir sie zeitweise entbehren, daß wir erst für eine künftige Zeit darum zu bitten hätten?" Wunderliche Logik das! Weil Gottes Liebe uns noch nie verlassen hat (richtiger wäre zu sagen, noch nie ganz verlassen hat), darum sollen wir nicht beten können und dürfen: Erfülle an uns die Verheißung, wie sie Jesaja 54, 10 lautet? Darf ein Reicher nicht um Nahrung, um das tägliche Brot beten, weil er noch nie dergleichen entbehrt hat? Darf ein Gesunder nicht um Erhaltung der Gesundheit beten? Und wenn Gottes Liebe uns noch nie verlassen hat, warum spricht denn Jesaja diese Verheißung besonders aus?

Doch nur so weit hat unser Kritiker überhaupt versucht, seine Anstände sachlich zu begründen. In den weiteren Glossen begnügte er sich, Inkonsequenzen zu konstatieren. Das ist sehr billig. Wir wollen ihm aber auf diesem Wege für heute nicht weiter folgen. Nur darauf sei noch hingewiesen, daß die hier besprochenen, von unserem Kritiker getadelten Textänderungen sich bereits in dem 1880 erschienenen Gebetbuch der Berliner jüdischen Gemeinde finden, an dessen Redaktion ein Rabbiner wie der selige Dr P. F. Frankl, und ein Gelehrter wie Dr. David Cassel beteiligt waren. Aber damals hat nicht einmal die orthodoxe Presse etwas gegen diese angeführten Textänderungen oder gegen die Auslassung des skeptischen Koheleth-Wortes ומותר האדם מן הבהמה וכה etwas zu erwähnen gehabt, geschweige denn ein freisinniger Rabbiner. Ist das Geschrei gegen das westfälische Gebetbuch nicht ein Zeichen der Zeit? Leider kein erfreuliches!

Auch ein freisinniger Rabbiner.

---

* **Israel in Egypten.** In der Ausstellung Egyptischer Altertümer im University College in London sind die von Professor Flinders Petrie und Mr. Quibell im Laufe des Jahres in Theben gemachten Ausgrabungen zu sehen. Ein Gegenstand in der Sammlung ist von ganz besonderem Interesse. Es ist der Abklatsch einer riesigen Tafel, die von einem Kriege mit Israel berichtet, über den in der heiligen Schrift nichts verlautet. Der ausgegrabene Stein selbst befindet sich, da er Eigentum der egyptischen Regierung ist, im Ghizeh-Museum; er ist 10 Fuß 3 Zoll hoch, 5 Fuß 4 Zoll breit und 13 Zoll dick. Er ist aus schwarzem Syenit mit Quarzadern durchzogen. Wir teilen hier nur den Schlußpassus der Inschrift mit, der die Anspielung auf den Krieg mit Israel enthält: „Die Sonne Egyptens hat diese Veränderung bewirkt. Besiegt (hat König Merenptuh) die Fahennu; die Khita sind ruhig; verwüstet ist Pa-Kanana; erobert ist Askadni (Askalon); in Besitz genommen ist Kazmel; Yenu von den Syrern ist dem Erdboden gleich gemacht; das Volk von Ysiraal ist zugrunde vernichtet, es hat keinen Samen .... Jeder, der ein Marodeur war, ist vom König Merenptuh unterworfen worden, welcher Leben spendet, wie die Sonne jeden Tag." Professor Petrie hat in einem großen Artikel in der „Contemporary" verschiedene Vermutungen ausgesprochen inbezug auf das Ereignis, auf welches sich die die Worte „Israel ist vernichtet, es hat keinen Samen" beziehen. Daß damit das Ertränken der männlichen Kinder durch Merenptuhs Vater gemeint sei, ist unwahrscheinlich, denn es wird von Israel als schon in Syrien befindlich gesprochen. Es kann auch nicht einen Angriff der zwölf Stämme bedeuten, nachdem sie sich in Palästina niedergelassen, weil weder in der Geschichte noch in dem Buche der Richter eine Spur von einem solchen Ereignis zu finden ist. Es bleibt also nur die Hypothese, für die viele heutige Gelehrte sind, daß es Israeliten in Kanaan gegeben haben mag, bevor sie unter Josua sich dort niederließen. Sie sind entweder in Palästina zurückgeblieben, als die andern mit Jakob nach Egypten gingen, oder sie sind nach der Hungersnot nach Kanaan zurückgekehrt, oder ein Teil der Israeliten mag unmittelbar, nachdem sie Egypten verlassen, nach Kanaan gegangen sein und es besetzt haben. Es ist also anzunehmen, daß während das Hauptkorps der Israeliten sich erst in Palästina niederließ, nachdem Ramses III. seinen großen Einfall in Syrien ausgeführt hatte — aus diesem Grunde wird in der heiligen Schrift nichts von dem Einfall berichtet — sich wahrscheinlich zur Zeit des Exodus oder kurz nachher Israeliten in Kanaan befanden, also in der Zeit Merenptuhs, welcher der Pharao des Exodus ist. Die Worte: „Israel ist vernichtet, es hat keinen Samen mehr", würden sich auf einen früheren Einfall in Syrien beziehen, den der Sohn Ramses II., etwa um 1200 vor der bürg rl. Zeitrechn. unternommen. Professor Petrie behauptet, daß dies absolut die allererste Bezugnahme auf das Volk Israel ist, welche sich in egyptischen Denkmälern findet.

* **Das Buch der Bücher.** Man setze den Fall," sagt Friedrich Delbrück in seinen „Ansichten der Gemütswelt" (S. 140 f.): es würde zur Preisaufgabe gemacht, ein Volksbuch zu schreiben, woraus, in wie viele Sprachen es auch

übertragen würde, ein eigentümlicher Geist spräche; ein Buch, woran die erhabensten Gedanken und die heiligsten Gefühle sich knüpfen ließen; ein Buch, tauglich, den öffentlichen und häuslichen Festen eine höhere Weihe zu geben, indem es Geburt und Tod, Eintritt in die menschliche und bürgerliche Gesellschaft und jede Art der Bundeshandlung durch Inschriften schmückte; reich dabei an Wahlsprüchen für jegliches Alter, welche die Freuden des Lebens zu erhöhen, desselben Leiden und Widerwärtigkeiten zu mildern sich eigneten; unerschöpflich an Stoff zu Gesängen, in welchen die von Andacht durchdrungene Seele, sei es in einsamer Kammer, sei es im Verein mit Gemütsverwandten, himmelan stiege; ein Buch, welches auf eine Art in Umlauf kommen müßte, worin sichere Bürgschaft läge, daß es seine erhebende und tröstende Kraft an Millionen von Jahrhundert zu Jahrhundert zu bewahren nicht aufhören würde. Würde nicht eine solche Aufforderung seltsam, ihr Genüge zu leisten ganz unmöglich sein? Aber ist sie denn nicht gelöst, diese Aufgabe, gelöst vor beinahe zwei Jahrtausenden? Von Geschlecht zu Geschlecht hat die Bibel wie eine vertraute Geisterstimme an den großen und kleinen Händeln der Welt Anteil gehabt, eingreifend mit Rat und Trost, voll Würde und Herrlichkeit, Fürsten und Bettler einweihend zum Leben und Sterben, jedem Gott ergebenen Gemüt das heiligste Gefäß der heiligsten Gedanken.

X. **Die gegensinnigen Wörter im Alt- und Neuhebräischen,** sprachvergleichend dargestellt von Dr. E. Landau. Berlin 1896, S. Calvary & Co. III + 236 S. Zu den schwierigsten Problemen der Sprache gehört der Gegensinn; wer möchte es nicht im ersten Augenblick für unmöglich erklären, daß ein Wort zwei einander ganz entgegengesetzte Bedeutungen haben könne? Trotzdem besteht die Thatsache, daß jede Sprache derartige gegensinnige Wörter besitzt, sogar die deutsche, wie ein Artikel „Gegensinn" in Professor Sanders' Zeitschrift für deutsche Sprache (9. Jahrg., 1895/96, Heft XI.) beweist. Am häufigsten ist diese linguistische Erscheinung in den orientalischen Sprachen; aber auch hier wurde sie sehr verschieden gewürdigt. Arabische Gelehrte schrieben schon im zehnten Jahrhundert ihre Abhandlungen über den Gegensinn, während sich die Sprachforscher des Hebräischen so wenig mit ihm befaßten, daß der Verfasser der gegensinnigen Wörter im Alt- und Neuhebräischen, des ersten Werkes über diesen Gegenstand, den zerstreuten Stoff erst sammeln, sichten und ordnen mußte, ehe er an die Bearbeitung gehen konnte; eine Mühe, für die er wohl auf den Dank der Gelehrten rechnen darf, wie die Zeitschrift für hebr. Bibliographie sagt. — In der Begründung der Antiphrasis stellt sich L. in geraden Gegensatz zu der Hypothese des bekannten Egyptologen C. Abel, der den Gegensinn zum grundlegenden Gesetz der Sprache erhebt; er nimmt verschiedene Ursachen an, die ein Wort gegensinnig machen können, und teilt seinen Stoff hiernach in 12 Kategorien, an deren Spitze jedesmal einleitende Bemerkungen mit Beispielen und Analogien aus anderen Sprachen ihren Platz finden. Diese Analogien, von denen das nach dem Urteil des genannten Fachblattes vorzügliche Register gegen 130 allein aus den beiden klassischen und den modernen Sprachen anführt, veranschaulichen trefflich, wie der Gegensinn in zwei verwandten Sprachen durch getrennte Entwicklung (deutsch Knecht = engl. knight, Ritter) und in ein und derselben durch dialektische Eigentümlichkeit (niederträchtig im Plattdeutschen = leutselig), durch Bedeutungswandel im Laufe der Jahrhunderte (Plunder urspr. = Habe) und durch etymologische Verschiedenheit (entstehen = werden und fehlen) zustande kommt. Das Hauptgewicht ist natürlich auf das Hebräische gelegt. All die Wörter mit konträrer Bedeutung, mit deren Auslegung sich schon die alten Erklärer abgemüht, Wörter wie ברך segnen-fluchen, בוא, הלך gehen-kommen, חסד Gnade-Schande, werden eingehend erörtert, und manche dunkle Bibelstelle verliert, von dem neuen Gesichtspunkt des Gegensinns aus betrachtet, ihre Schwierigkeit. Besondere Beachtung verdient die große Zahl derartiger Ausdrücke (בסם süß-sauer, יציאה Ausgaben-Einnahmen, יפה schön-häßlich, זבן kaufen-verkaufen 2c.) im Neuhebräischen, das hier zum ersten Mal eingehend berücksichtigt wird. Das Buch ist nicht nur für jeden Bibelkundigen und vergleichenden Sprachforscher (die orientalischen Sprachen sind fast sämtlich zum Vergleich herangezogen), sondern auch für jeden gebildeten Laien von Interesse.

Feuilleton.

Briefe aus Krähwinkel.

Von D. Dalles.

V.

Hochgeehrter Herr Chefredakteur! Seitdem wir eine Lehrerkonferenz für den Bezirk Krähwinkel-Dallesrode angekündigt haben, liegt hier etwas in der Luft. Man munkelte allerlei von Gegenmaßregeln, die unsre Vorsteher ergreifen wollten, allein ich konnte nichts Bestimmtes erfahren. Heute ist männiglich bekannt, was so lange geheim gehalten wurde. Die Vorsteher der beiden Gemeinden witterten in unserer Vereinigung Gefahr und fürchteten für ihren Einfluß. Um uns ein Paroli zu bieten, beschlossen sie, einen Gemeindebund ins Leben zu rufen. Und in sklavischer Anlehnung an unsern Beschluß, die Lehrerkonferenz an einem Fasttage, am Tischo be-Aw abzuhalten, hat der erste Gemeindetag für Krähwinkel und Dallesrode am Schiwo oßor be-Tamus stattgefunden. Meine Frau hat hierüber einen ausgezeichneten Witz gemacht. Sie meinte, die Wahl des Tages solle andeuten, daß der Chorban für das Judentum in Deutschland mit den Vorsteherversammlungen begonnen habe. Ich habe über diesen Witz herzlich gelacht und meine Frau auch — ich schreibe Ihnen noch darüber.

Zum Vorsitzenden des Bundes wurde der Vorsteher von Dallesrode gewählt. Unser Vorsteher wäre wohl geeigneter gewesen, allein sein Kollege hat den Direktor-Titel, und das hat den Ausschlag gegeben. Er nennt sich nämlich „Direktor der Rundbahn von Dallesrode und Umgegend", weil er ein Karoussel, das er mitgeheiratet hat, Sonntags in Dallesrode und an Jahrmärkten in der Umgegend laufen läßt — ich schreibe Ihnen noch darüber.

Die Tagesordnung des ersten Gemeindetages war nicht sehr reichhaltig. Punkt 1 lautete: „Antrag des Bundesvorsitzenden auf Bildung eines Pensionsfonds für invalid gewordene Vorsteher." Zur Begründung seines Antrages nahm der Vorsitzende das Wort und führte folgendes aus: (Die Rede hat, wie ich nachträglich erfahre, mein Kollege in Dallesrode verfaßt.)

„Mein Herr! (Unruhe des Delegierten aus Krähwinkel.) Je länger ich unsere Gemeinden anschaue, desto mehr finde ich, daß sie meinem Karoussel gleichen. Sehen Sie sich mein Karoussel morgen auf dem Jahrmarkt in Jammerthal genauer an — eine Fahrt kostet blos 5 Pfennig — da stehe ich unsichtbar in der Mitte, umgeben von 16 hölzernen Rossen. Die Rosse sind frisch gestrichen und gewähren ein Bild des Lebens. Leben sie denn aber in der That? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nein!") Können sie sich bewegen? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nein!!") Können sie ihren Reiter in die Runde führen? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nein!!!") Da setze ich die Kurbel in Thätigkeit, und als hätten meine Rößlein Leben gewonnen, bewegen sie sich schaukelnd vorwärts und rückwärts und führen den Reiter in die Runde, immer schneller, immer schneller, daß es eine Lust ist zu schauen. Plötzlich wird das Tempo langsam und langsamer . . . bis die Langsamkeit ihren Höhepunkt erreicht und es bis zum völligen Stillstand gebracht hat. Wie kam das? Sind die Reiter der Fahrt überdrüssig geworden? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nein!") Sehr richtig: Nein! Ich kenne meine Jammerthaler; für ihre 5 Pfennig möchten sie eine halbe Stunde herumkutschieren. Oder sind die Rosse müde geworden? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nein!!") Sehr richtig: Nein!! Ihre kühn gerundeten Nüstern zeugen von Thatendrang und Reiselust. Ich habe blos meine Hand von der Kurbel zurückgezogen — und still stehen Roß und Reiter, als hätten sie nie eine lustige Fahrt unternommen auf der Rundbahn von Dallesrode und Umgegend. Wer also ist implicite das Karoussel? Sind es die Rosse? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nein!") Sind es die Reiter? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nein!!") Sehr richtig: Nein!! Denn das Karoussel bin ich!!! . . . Mein Herr! (Unruhe des Delegierten aus Krähwinkel.) Also die Gemeinde Dallesrode, also die Gemeinde Krähwinkel, also die Gemeinden Israels. Die Rosse sind die Balebattim, die Reiter sind die Repräsentanten, der Kurbeldreher aber ist der Gemeindevorsteher. So lange dieser die Kurbel dreht, ist überall Leben und Bewegung. Zieht er seine Hand zurück — was sind dann die Repräsentanten? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nischt!") Was die Balebattim? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Och nischt!!") Wer also ist die Gemeinde? Sind es die Repräsentanten? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nein!") Sind es die Balebattim? (Der Delegierte aus Krähwinkel: „Nein!!") (Mit gehobener Stimme, fast schreiend): Sehr richtig: Nein!! Die — Gemeinde — sind — wir — die Vorsteher. Und da nach diesem unumstößlichen Beweise die Invalidität der Vorsteher eine Invalidität der Gemeinde bedeutet, so ist es heilige Pflicht unserer Gemeinden, für ihre eigene Invalidität zu sorgen. Und darum müssen Sie, mein Herr, (Unruhe des Delegierten aus Krähwinkel) meinem Antrage zustimmen; darum werden Sie, mein Herr, (Unruhe des Delegierten aus Krähwinkel) meinem Antrage Ihre Zustimmung nicht versagen!" (Rauschender Beifall, in welchen auch der Redner einstimmt.)

Der Delegierte aus Krähwinkel: „Meine Herren! Wundern Sie sich nicht, daß ich die Anrede in der Mehrzahl gebrauche. Sie soll einen Protest bedeuten gegen die Anrede in der Einzahl, wie sie der Herr Vorredner beliebt hat. Wie vorgestern die Schauspielerin der bei uns gastierenden Theatergesellschaft in dem Stücke „Der Dallesman"*) sagte: „Du bist ein König — auch in Unterhosen!" so sage ich: Wir Vorsteher sind immer „wir", auch wenn wir in einem Exemplar vertreten sind. Nach dieser Ausstellung, die ich übrigens schon während der Rede durch meine Unruhe dokumentiert habe, kann ich nicht umhin, dem Herrn Vorredner für seine geistreichen Ausführungen zu danken, was ich schon während der Rede durch meine Bemerkungen gethan habe. Seit dreißig Jahren bin ich Gemeindevorsteher; heute aber habe ich zum ersten Male erfahren, welch eine Bedeutung ich für meine Gemeinde habe. Ich stimme selbstverständlich für den Antrag." (Lebhafter Beifall des Vorsitzenden.)

Der Antrag wird nunmehr einstimmig angenommen und es wird beschlossen, von den Einnahmen des neugegründeten Gemeindebundes alljährlich 10% abzuzweigen und die Summe durch eine besondere Kommission verwalten zu lassen. Nach dem Vorschlage des Bundesvorsitzenden sollte die Verwaltung dieses Fonds dem Vorstande des Vereins „Ahawas Achim" übertragen werden. Allein der Delegierte aus Krähwinkel führte aus, daß jener Vorstand das Ehrenamt ablehnen werde, weil die Summe zu gering sei. Er schlug darum den Präsidenten des „Reichsverbandes jüd. Religionslehrer" als Verwalter vor, weil er aus Erfahrung wisse, daß dieser auch den kleinsten Beitrag mit Dank annehme. Diesem Vorschlage wurde zugestimmt.

Die folgenden Punkte der Tagesordnung wurden dann ohne Diskussion angenommen:

Punkt 2: Ausbildung jüngerer Kräfte für das Vorsteheramt, event. Einrichtung eines Lehrkursus in der Abfassung von Vakanz-Anzeigen, Kontrakten, Kündigungen und Verweisen. Ein Amendement, nach welchem auch die Abfassung von Anerkennungsschreiben an Gemeindebeamte in den Lehrplan aufgenommen werden solle, wurde abgelehnt, da solche Schreiben in der Verwaltungs-Praxis jüdischer Gemeinden nicht vorkommen.

Punkt 3: Ankauf aller alten Gebetbücher in Westfalen, wo diese nach Einführung des neuen Gebetbuches überflüssig geworden sind. Dieser Antrag bedeutete aber einen Schuß ins Blaue, denn wie der Vorsitzende des Bruderbundes in Westfalen unserem Direktor in Dallesrode inzwischen mitgeteilt hat, ist in Westfalen ein altes Gebetbuch nicht aufzutreiben. Alle, die das neue Buch angeschafft, haben ein altes nie besessen.

Damit war die Tagesordnung erledigt. Zum Schlusse wurde noch die Absendung einer Begrüßungspostkarte an den Gemeindebund in Berlin beschlossen. Der Antrag lautete ursprünglich auf Absendung eines Telegramms, allein der Vorsitzende führte in längerer Rede aus, daß ein Telegramm 50 Pfennig koste, während eine Postkarte für 5 Pfennig zu haben sei. Die 45 Pfennig könnten ja als Grundstock für die Vorsteher-Invalidenkasse gestiftet werden. Schluß 4 Uhr 33 Minuten $8\frac{3}{4}$ Sekunden Nachm.

*) Das Stück heißt: „Der Talisman" — ich schreibe Ihnen noch darüber. Dalles.

P. S. Soweit mein Bericht über den ersten Gemeindetag des G.-B. für Dallesrode und Umgegend. Und nun gestatten Sie mir, einige Worte pro domo hinzuzufügen. Ich hege und pflege in Gemeinschaft mit meiner Frau meine Gedankenkinder, ehe ich sie an Sie nach Berlin schicke — an dem heutigen Berichte z. B. haben wir, meine Frau und ich, 14 Tage gearbeitet — ich schreibe Ihnen noch darüber — aber die armen Kindlein kommen nach Krähwinkel verstümmelt zurück. Dem einen fehlt eine Hand, dem andern ein Fuß — und so treten meine Gedanken vor ein großes Publikum ohne Hand und Fuß. Ist Ihr Setzer so gesetzt, daß er ohne Aufhebens mir die schönsten Gedanken umsetzen läßt? Oder ist Ihre Feder so spitz, daß sie mir alle Pointen abbricht? Oder ist Ihr Korrektor so hart, daß er meine Kinder streicht, anstatt sie zu streicheln? So lange es kein Lazareth für verstümmelte Gedanken giebt, bitte ich Sie, mir keine Gedankenkrüppel mehr nach Krähwinkel zu schicken und meine Berichte nicht mehr zusammenzustreichen. Neulich waren es 26 Seiten — ich schreibe Ihnen noch darüber.

Der Fortschritt.

Eine galizische Geschichte von S. Horowitz.

II.

Nachdruck verboten.

Reb Isaak Pascheles, ein siebzigjähriger Greis, ging in seinem Zimmer in großer Erregung auf und ab. Seine hohe, imponierende, vom Alter noch nicht gebeugte Gestalt schien die niedere Zimmerdecke berühren zu wollen; sein langer weißer Bart, vom hastigen Gange bewegt, wallte auf die Brust nieder, und ein Sammetkäppchen bedeckte sein kahles, ehrwürdiges Haupt. Er durchmaß aufgeregt das Gemach, und manchmal bewegten sich seine Lippen leise, wie den ihn bestürmenden Gedanken Ausdruck verleihend. Im Zimmer war es sonst ruhig, nur das Ticken einer Standuhr unterbrach die Stille, und durchs Fenster fielen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, daß die purpurnen Streifen auf Reb Isaaks weißem Barte golden schillerten.

Er näherte sich dem offenen Fenster und sog mit sichtbarem Behagen die würzige Abendluft ein. Die Aussicht ging auf einen kleinen Garten, und nur gedämpft drang der Straßenlärm in die abgeschiedene Behausung des Greises. Er wandte seine Blicke gegen den in der glitzernden Pracht der Abenddämmerung prangenden Horizont, und sein Antlitz nahm solch einen mildfeierlichen Ausdruck an, seine Seelenstimmung wurde eine so gehobene, daß die patriarchalische Erscheinung wie von einem strahlenden Nimbus umflossen erschien.

Wie unbewußt falteten sich seine Hände, er wandte sein Antlitz gen Osten und leise bewegten sich seine Lippen, das Mincha-Gebet verrichtend. Er verharrte einige Minuten in dieser stillen Andacht, da öffnete sich die Thüre, Mirjam stellte eine angezündete Lampe auf den Tisch und drückte einen Kuß auf die Hand ihres Großvaters. Sie stand in ihrem neunzehnten Lebensjahre und war eine schöne, blühende Erscheinung.

Sie war von mittlerer Statur mit proportionell entwickelten Formen, das Gesicht brünett, rosig angehaucht und voll Liebreiz, von üppigen Lockenwellen umrahmt, und hatte kohlschwarze, für ihr Alter etwas zu ernst blickende Augen.

War sie doch eine Waise, hatte in ihrer Kindheit ihre Eltern verloren, und der alte Isaak mußte deren Stelle vertreten. Er leitete ihre Erziehung und wenn sie auch nach den Begriffen des Herrn Nagelfein nicht das Prädikat „modern" verdiente, so war sie dafür eine solide Erziehung. Freilich, eine perfekte Salondame war Mirjam nicht, sie konnte weder das Klavier maltraitieren, noch französisch parlieren, noch mit dem Fächer manövrieren, und ihre zarten Wangen wurden noch nie vom Puder zarter nuanciert. In der frivolen Romanlitteratur war sie nicht bewandert, aber dennoch belesen, und wenn sie auch keine sentimentalen Verse verfassen konnte, so wußte sie sich doch in Prosa treffend auszudrücken. Der alte Isaak gab wenig auf sogenannte äußere Vorzüge, er sorgte mehr für die Ausbildung des Gemütes und Mirjam brachte auch allem Schönen und Guten Interesse und Verständnis entgegen. Der greise Großvater konnte ihr natürlich die Mutter nicht ersetzen, sie fühlte sich deshalb etwas vereinsamt, und das trug dazu bei, daß ihr ganzes Wesen das Gepräge des Ernstes zeigte.

Infolgedessen kannte sie keine oberflächlichen Gefühle, und wenn sie sich einmal einer Empfindung hingab, so senkte diese ihre Sonde bis auf ihren Herzensgrund. In erster Reihe war die abgöttische Verehrung für ihren Großvater, und das pietätvolle und zugleich zärtliche Andenken an ihre heimgegangenen Eltern bildete die Folio ihrer großväterlichen Liebe. Die Szene am Sterbelager ihrer Mutter hatte sich ihrem Herzen tief eingeprägt; sie sah noch die segnend ausgebreiteten Arme und ihr Jugendgefährte Ruben, welcher sich jetzt als Kavalier Robert nannte, mußte konsequenterweise ihrem Herzen nahe stehen. Das neunjährige Mädchen hatte damals freilich kein Verständnis für die Geberdensprache, wußte nicht, wozu die sterbende Mutter ihre Hände ineinander gelegt, aber mit der Zeit mußte selbst dem naiven Mädchen eine Ahnung aufdämmern, umsomehr als verschiedene Bemerkungen ihrer Umgebung diese Vermutung bestätigten. Der Wille ihrer Mutter wär ihr ein heiliges Vermächtnis und sie betrachtete sich als Rubens Verlobte; hat doch die sterbende Mutter diesem Bündnis in ihren letzten Atemzügen ihre Weihe verliehen. Das Gefühl für Ruben resultierte also aus ihrer kindlichen Liebe und schon aus diesem Grunde mußte es tiefe Wurzel gefaßt haben. Aber auch Ruben trug dazu bei, daß dieses Gefühl an Intensivität gewinne, und obwohl Zeit und Verhältnisse sie etwas entfremdeten, so schlug sein Herz doch warm für seine Jugendgespielin. Selbstredend wußte der Großvater von diesem stillschweigend anerkannten Verhältnis, und das war eben die Ursache seiner Erregung. Er kannte das tiefernste Naturell seiner Enkelin ebenso gut wie die jetzige Gesinnung Nagelfeins, und das machte ihn besorgt. Der Herr Robert war auch nicht mehr der ehemalige Ruben; so wie er jetzt war, mochte er ihn gar nicht als Gatten seiner Mirjam wissen und das erzeugte in ihm düstere Reflexionen. Er nahm in seinem Lehnstuhle Platz und Mirjam leitete das Gespräch mit der Mitteilung ein, daß Frau Nagelfein in seiner Abwesenheit dagewesen sei.

„Sie war so niedergeschlagen," fuhr sie fort, „so ganz gebeugt, ihr Blick hatte so etwas Ernstwehmütiges, daß ihr was Unangenehmes widerfahren sein muß. Gegen mich war sie wie immer zärtlich, aber was mich am meisten wunderte, ist, daß während sie mich mit mütterlichen Liebkosungen über-

häufte, ihre Augen sich umflorten und ihrem Herzen schwere Seufzer sich entrangen. Ich merkte, daß ein großes Leid die gute Frau drücke, frug sie auch nach dem Grunde ihrer Niedergeschlagenheit, ist sie doch meine zweite Mutter; aber sie schloß mir den Mund mit Küssen, und um nicht indiskret zu erscheinen, konnte ich natürlich nicht weiter in sie drängen. Sie erkundigte sich auch fürsorglich nach Deinem Befinden, Großväterchen, und man sah es ihr an, wie unlieb es ihr war, Dich nicht angetroffen zu haben. Vielleicht wollte sie sich über den Kummer, der sie drückt, mit Dir aussprechen und Deinen Rat einholen. Ich versprach ihr, daß wir sie recht bald besuchen werden, aber seltsamerweise erwiderte sie nichts darauf und mir kam es vor, als käme ihr unser Besuch nicht gelegen. Du thätest trotzdem gut, wenn Du hingehen möchtest. Dir wird sie sich anvertrauen und Du wirst ihr Rat und Trost spenden."

Reb Isaak hörte schweigend der Mitteilung seiner Enkelin zu und seine Stirne umwölkte sich. Er glättete sich mit der Handfläche seinen langen Bart, zog Mirjam an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Du weißt, mein Kind, daß ich der Familie sehr gut bin und daß ich besonders für Frau Nagelsein alles thun möchte, wenn sie meiner je bedürfen sollte. Aber das ist nicht der Fall, ihr fehlt gottlob nichts, und ich will Dir den Grund ihres veränderten Benehmens sagen. Du, mein unschuldiges Kind, weißt nicht, daß die Leute, oder richtiger, daß die geänderten Verhältnisse die Denkweise der Leute ändern und das ist der Schlüssel zum Benehmen der Frau Nagelsein. Sie mit ihrem gutmütigen, gläubigen Gemüte hängt noch an uns, kann sich in die neue Umgebung nicht hineinfinden und das macht, daß sie mit sich selbst unzufrieden ist. Ihr Mann aber ist keiner tiefen Empfindung fähig, er hascht nur nach grellen Effekten, und der materielle Erfolg macht ihn rücksichtslos. Er schämt sich seiner Vergangenheit, er schämt sich der „Gasse", in der er geboren, erzogen und auch reich geworden. In seiner Eitelkeit genieren ihn seine alten Bekannten, ja selbst der heilige Glaube unserer Väter ist ihm ein Hemmnis und von seiner eingebildeten Größe geblendet, möchte er alle und alles, seine Familie und seine Herkunft vergessen. Wie ich aber Frau Nagelsein kenne, kann sie diese modernen Ideen ihres Mannes nicht teilen, denn ihr Wesen wurzelt in der alten Umgebung. Andrerseits aber ist sie zu schwach, um gegen den Willen ihres Mannes ankämpfen zu können, und das verdüstert ihr Gemüt und raubt ihr jeden Halt. Ich vermute, daß ihre Besuche bei uns von ihrem Manne nicht gutgeheißen werden, und das macht sie auch befangen. Das aber sind Familienangelegenheiten, in die sich niemand mischen darf. Darum ist es für sie und für uns besser, wenn wir ihr allmählich die völlige Trennung erleichtern. Sie passen nicht mehr in unsere und wir nicht mehr in ihre Mitte, und wenn Frau Nagelsein merken wird, daß auch wir gleichgiltiger, kühler werden, wird sie vielleicht den Bruch weniger schmerzlich empfinden. Und auch Robert kann nicht mehr die Sympathien Rubens für uns teilen; trägt doch sein Vater dafür Sorge, aus seinem Innern jede Erinnerung an die Vergangenheit auszumerzen, und wenn er uns dennoch von Zeit zu Zeit besucht, so geschieht es, weil er von Natur ein guter Junge und mehr der Mutter als dem Vater ähnlich ist. Doch werfen wir einen Schleier über die früheren Projekte."

Der Greis hauchte schnell einen Kuß auf die Stirne des Mädchens und verließ hastig das Zimmer.

Wie aus einem Traume erwachend, schaute Mirjam ihrem Großvater nach. Der Schluß der langen Rede hallte ihr in den Ohren wieder, sie versuchte die wirren Gedanken zu sammeln und es dämmerte ihr eine Ahnung auf. Ja, sie kannte ihren Großvater, wußte, daß er jedes Wort überlegt und mußte deshalb auch dem Schlußpassus „werfen wir einen Schleier über die früheren Projekte" ein tiefer Sinn zu Grunde liegen. Also es war sein Wille, daß sie Ruben vergesse, daß sie ihr pietätvoll gepflegtes und großgehegtes Gefühl aus ihrem Innern reiße und das alles, weil Philipp Nagelsein jetzt reich ist, weil er andere Ansichten, andere Gedanken hegt? Aber was hat denn das mit ihrer — ja mit ihrer Liebe zu schaffen?

„Die Leute schämen sich ihrer Vergangenheit, die alten Bekannten sind ihnen im Wege", hat der Großvater gesagt, und er weiß auch Menschen zu beurteilen. Aber Ruben, ihr Ruben, kann das auch auf ihn angewendet werden? Warum sollte er nicht der Alte geblieben sein? Weil er jetzt andere Gesellschaft aufsucht? Nein, er ist noch immer der Alte, hat er ihr doch erst jüngst so seelenvoll ins Auge geschaut, daß Beider Hände in einander zitterten.

Sie nähert sich dem Fenster, streicht sich das Haar aus der gedankenschweren Stirne, ihre Augen suchen das sternbesäete Firmament, wie um sich da Gewißheit zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Epigramme und Sentenzen.

Ein Mensch, der von Jugend auf verkehrte Grundsätze eingesogen hat, ist wie ein uneben geschliffener Spiegel, der nur verzerrte Bilder zurückwirft.

* * *

Die Heldentugenden unserer Vorfahren sind Schaumünzen von edlem Metall, die zwar nicht mehr im Kurse sind, aber als kostbare Kleinodien von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt werden.

* * *

Wie viele Schalen muß man oft von einer Seele abwickeln, um endlich zu dem winzigen Kern zu gelangen.

* * *

Wenn der Frühling wieder einzieht, so streut er auf seiner Bahn neues Leben, neue Herrlichkeit aus; aber tausendfaches Ungeziefer lauert schon über und unter der Erde, um Tausende von Keimen zu ersticken: So pflegen Neid und Schmähsucht ihre kalten Fangarme vergiftend und erdrückend um das Schöne und Edle zu legen.

* * *

Der höchste Verlust ist, sich selbst zu verlieren.

„Kauft nicht bei Juden!" A.: „Höre einmal, Du predigst immer: ‚Kauft nicht bei Juden', und doch sehe ich Dich fortwährend in jüdischen Geschäften aus- und eingehen!" B.: „Wer sagt, daß ich dort kaufe?" A.: „Was thust Du dann dort?" B.: „Ich pumpe."

* **Eine Jüdin als Wachtmeister in den Freiheitskriegen 1813—14.** Man weiß, daß auch einige Mädchen im Jahre 1813 dem Ruf des Vaterlandes folgten und in Männerkleidern

als Soldaten in den Krieg zogen, von dem Theodor Körner sang, er sei ein „Kreuzzug, ein heiliger Krieg“ gewesen. Aber es ist wenig bekannt, daß auch eine Jüdin darunter gewesen, die Wachtmeister geworden und das eiserne Kreuz für ihre Tapferkeit erhalten. Die „Vossische Zeitung“ vom 9. Dezember 1815 schreibt darüber: „Luise Grafemus (eigentlich Esther Manuel aus Hanau gebürtig, 30 Jahre alt, jüdischer Abkunft und Religion) Witwe des Wachtmeisters Grafemus im Regiment Konstantin Garde-Ulanen, wollte ihrem Manne, der sie und zwei Kinder (ein Mädchen, jetzt 10 Jahre und einen Knaben 8 Jahre alt) verlassen hatte, im Jahre 1813 nach Schlesien nachziehen, entschloß sich aber, in der Hilflosigkeit, worin sie sich befand, als sie Berlin erreicht hatte, selbst Kriegsdienste zu nehmen, welches ihr umso leichter ward, als sie in Mannskleidern reiset. Sie trat daher in das Königsberger zweite Landwehr-Ulanen-Regiment, unter dem Major von Hermann, machte die Feldzüge 1813 und 1814, erst als Freiwilliger, zuletzt als Wachtmeister mit, wurde zweimal verwundet, bei Jüterbock am Fuße und in der Gegend von Metz, erhielt auf dem Marsche durch Holland 1814 im Armeekorps des Generals Grafen Bülow von Dennewitz das eiserne Kreuz, traf unvermutet am 29. März 1814 mit ihrem Manne, der noch immer in russischen Diensten stand, bei Montmatre zusammen, verlor ihn aber schon am folgenden Tage durch eine Kononenkugel. Mit ehrenvollen Wunden und Auszeichnungen bedeckt, mit den ehrenvollsten Zeugnissen des Wohlverhaltens entlassen, ist sie seitdem vom Regiment abgegangen, und kehrt nun nach einigem Aufenthalte in Berlin, nach Erfurt und Hanau, ihrer Heimat, zu ihren Kindern zurück. Möge sie dort ihre Mutterpflichten mit eben der Treue erfüllen, die ihr als Krieger den Beifall Seiner Majestät des Königs und des preußischen Heeres erwarb. Möge ihr aber auch allgemeine Teilnahme werden und Unterstützung von vielen Wohlwollenden und Edlen, damit sie, ihrer vorigen Lebensbahn zurückgegeben, imstande sei, sie zu ihrem und ihrer Kinder Glück heiter und sorgenfrei zu durchlaufen!“

Hier und dort.

• **Berlin**, 28. Juli. Ein antisemitischer Parteitag soll Ende September oder Anfang Oktober in Halle a. S. stattfinden. Zur Vorbereitung desselben tritt die Parteileitung der „Deutschsozialen Reformpartei“ Ende dieses Monats zu einer Sitzung zusammen.

• **Berlin**, 28. Juli. Aus Westpreußen wird der Deutschen Lehrer-Zeitung berichtet: „Eine zu B. wohnende Gendarmwitwe nahm ihr Söhnchen aus der dortigen Dorfschule und schickte es in die Privatschule einer jüdischen Lehrerin zu O. Hier wurde das betreffende Kind ohne weiteres von der jüdischen Lehrerin auch in der evangelischen Religion unterrichtet, bis der Ortspfarrer diese Angelegenheit der Behörde zur Anzeige brachte. Die jüdische Lehrerin erklärte offen, sie hätte sich die erforderlichen Religionsbücher gekauft und sich für berechtigt gehalten, danach zu unterrichten.“ — Darob große Entrüstung in den gesamten nichtdemokratischen Blättern, die dieser Entrüstung mindestens durch ein dickes Ausrufungszeichen Ausdruck geben. Wir können in diesen Chor der Entrüstung nicht einstimmen, obwohl wir zugeben, daß die jüdische Lehrerin in ihrer allzueifrigen Toleranz die Zeitströmung außer Acht gelassen hat. Vielleicht aber interessiert die Deutsche Lehrerzeitung folgendes Gegenstück: In einem Dorfe Ostpreußens hat der Präzentor in seiner Schule einige arme jüdische Schüler. In Hebräischlesen etc. unterrichten die Väter, arme Hausierer, ihre Kinder selbst. Damit diese auch die Religion ihrer Väter kennen lernen, wendet sich der christliche Lehrer an seinen jüdischen Kollegen in einer benachbarten größeren jüdischen Gemeinde mit der Bitte, ihm ein passendes Lehrbuch der jüdischen Religion zu empfehlen, nach welchem er seine jüdischen Schüler unterrichten könne. Das Buch wird dem Präzentor nicht blos empfohlen, sondern auch kostenfrei zugestellt. Vermutlich unterrichtet noch heute der christliche Lehrer seine jüdischen Schüler in den Satzungen Jsraels, ohne daß irgendwo ein Rabbiner interveniert hätte. Die Namen der Beiligten stehen der Deutschen Lehrerzeitung zur Verfügung, den Kommentar aber möge das Blatt sich selber machen.

* **Berlin**, 28. Juli. Unser Gemeindevorstand hat beschlossen, die deutsche Reichsverfassung anzuerkennen. Bekanntlich hatte er in dem an Sabbat und Festtagen zu sprechenden Gebete für Herrscherhaus und Vaterland ohne Wissen der deutschen Bundesfürsten den König von Preußen zum „Kaiser des deutschen Reiches“ gemacht. Vor einem Jahre etwa wurde dies an dieser Stelle gerügt, allein Monsieur „Dawke“, der in jüdischen Gemeinden das Szepter führt, ignorierte die Ausstellung, und nach wie vor wurde in den Berliner Gemeindesynagogen allsabbatlich der Segen Gottes auf das Haupt des „Kaisers des deutschen Reiches“ herabgefleht. Seit einiger Zeit aber ist den deutschen Bundesfürsten ihr Recht geworden; in unseren Gemeindesynagogen wird, gemäß der jüdischen Sitte und der deutschen Reichsverfassung, um Heil und Segen für den „Deutschen Kaiser“ gebetet. — Auch ein verspätetes Zugeständnis gewährt eine gewisse Genugthuung.

* **Berlin**, 28. Juli. Das „Jsr. Gemeindebl.“ schreibt: „Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß am jüngsten Sabbat-Abend, Tischo be Aw, ein jüdisches Brautpaar in Crefeld seine Verlobung feierte.“ — O, da sind wir den Crefeldern „über“. Hier hat, wie uns gemeldet wird, am verflossenen Tischa be Aw eine jüdische T r a u u n g stattgefunden, vollzogen von einem Prediger der Reformgemeinde.

n. **Königsberg** i. **Pr.**, 27. Juli. Die Einweihung der neuen Synagoge wird voraussichtlich zu Ende des Monats August vor sich gehen. Leider wird dieselbe nicht von dem wohlverdienten Ortsrabbiner Dr. Bamberger vorgenommen werden können, da derselbe durch seinen leidenden Gesundheitszustand verhindert wird. Zu seiner Vertretung bei diesem feierlichen Akt ist von dem Gemeindekollegium Rabbiner Dr. Werner aus München (früher in Danzig) berufen worden. Das Programm der Einweihungsfeier, wie es vorläufig festgestellt ist, lautet: Gottesdienst in der alten Synagoge, abgehalten durch Herrn Rabbiner Dr. Pick, nach dessen Beendigung der alte Tempel geschlossen wird. Nachdem die Festversammlung und die Gemeindemitglieder in dem neuen Tempel Platz genommen haben: Orgelpräludium, Einzug der von allen an-

wesenden Rabbinern und den Synagogenvorstehern getragenen Thorarollen unter Gesang von Psalm 24, 7—10; vor geöffneter heiliger Lade: Glaubensbekenntnis(?), Einsetzung der Thorarollen, Gesang. Alsdann erfolgt die Ansprache des Vorsitzenden des Gemeindevorstandes Herrn Professor Dr. Samuel; hierauf Chorgesang des Festpsalms 84; Weiherede des Herrn Rabbiner Dr. Werner. Die Feier endigt mit dem Schlußliede: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn." Zur Teilnahme an der Feier werden Einladungen an die Spitzen der Provinzial- und städtischen Behörden, verschiedener Körperschaften, Vereine und distinguierte Persönlichkeiten ergehen.

u. **Breslau,** 27. Juli. Vor der antisemitischen Agitation auf dem platten Lande zeigt die konservative „Schles. Ztg." große Besorgnis. Sie fürchtet, daß die Antisemiten den Bund der Landwirte zu sich herüberziehen, und spricht von einem antisemitischen Plan, unter Hinzuziehung einzelner Mitglieder des Bundes eine neue Agrarpartei zu gründen. Dieser Plan habe bereits ziemlich greifbare Gestalt angenommen, nur mag es den antisemitischen Akteuren nicht opportun erscheinen, ihre Pläne jetzt schon vor der Oeffentlichkeit zu enthüllen. Die Mitglieder des Bundes der Landwirte müßten sich über die drohende Gefahr klar werden. — Jetzt möchten die Konservativen die Antisemiten, die sie selbst gerufen haben, gern wieder los sein.

;✻ **Hamburg,** 26. Juli. Der Verein zur Gesundheitspflege schwacher israelitischer Kinder hat 53 Knaben und 45 Mädchen zu einem mehrwöchigen Aufenthalt in die Sommerfrische gesandt. Alle Kinder bis auf 4, die in Wandsbek blieben, kamen nach Oldesloe. Die Kinder unternehmen von dort aus unter Leitung eines Lehrers und dreier Lehrerinnen größere oder kleinere Spaziergänge in die Umgegend und erhalten nach ärztlicher Anordnung Soolbäder. Es konnten diesmal so viele Kinder bedacht werden, weil ein Freund des Vereins sich bereit erklärte, die Kosten für zehn zu übernehmen.

⚒ **Stuttgart,** 27. Juli. Nach einem Artikel des Dr. jur. Rettich in den „Württembergischen Jahrbüchern" über die württ. Kriminalität kommen von den 1882—91 Verurteilten auf je 10000 strafmündige Personen derselben Konfession 97,3 Evangelische, 115,3 Katholiken und 78,4 Israeliten. — Die Israelitische Waisenanstalt in Eßlingen hat soeben ihren Rechenschaftsbericht pro 1895/96 erscheinen lassen. Nach demselben erlitten zwar die Gesamteinnahmen einen Ausfall, allein er ist durch Ersparnisse in den Ausgaben annähernd beglichen worden. Die Anstalt erhielt im letzten Verwaltungsjahre an Legaten und Stiftungen 5437 Mk., an Spenden 8175 Mk., an Kostgeldern 1757 Mk., an Beiträgen vom königl. Staatswaisenhause 260 Mk., an Zinsen 13390 Mk. und verausgabte für Besoldungen 4042 Mk., für Lebensmittel 7656 Mk., im ganzen über 18000, und besitzt jetzt außer dem Gebäude 360591 Mk. Der Zöglingsstand ging von 39 auf 37 zurück. Acht Zöglinge traten aus, sechs wurden neu aufgenommen.

c. **Aus Bayern,** 24. Juli. Der israelitische Lehrerverein für das Königreich Bayern hält Montag, den 3. August, nachmittags 3 Uhr, im Anschluß an die XIII. Hauptversammlung des bayerischen Volksschullehrervereins zu München im Beratungssaale der israelitischen Kultusgemeinde, Herzog Maxstraße 7 II, seine Generalversammlung mit folgender Tagesordnung ab: 1. Begrüßung; 2. Berichterstattung des Vorstandes; 3. Vortrag: Rück- und Vorblick, Referent: Vorstand Goldstein-Heidingsfeld; 4. Neuwahl der Vereinsverwaltung. Gönner und Freunde des Vereins sind zur Versammlung höflichst eingeladen.

⊙ **Basel,** 26. Juli. Seit dem Verbot des Schächtens bezieht die jüdische Bevölkerung der Schweiz das Fleisch aus den Nachbarstaaten. Durch einen vorzüglich organisierten Versand werden sämtliche jüdische Gemeinden der Schweiz drei- bis viermal wöchentlich mit frischem Fleisch versorgt. Selbstverständlich bedurfte es hierzu bedeutender finanzieller Opfer. Während sich die jährliche Mehrausgabe für Basel, das seitdem nur prima deutsche Ware bezogen hat, auf rund 40000 Fr. beziffert, oder bei 250 Familien auf 160 Fr. für jede, beträgt solche für die Zentralschweiz 120 Fr.; für die wenigen in Frage kommenden Gemeinden der französischen Schweiz und des Berner Jura, die teilweise ebenfalls über Basel, teilweise aus dem Savoyischen sich versorgen, etwa 135 Franken.

— **Rom,** 24. Juli. Der neue italienische Finanzminister, Luigi Luzzatti, bekleidet dieses Amt nicht zum ersten Mal, er hatte dasselbe Portefeuille bereits 1891 inne. Er war vorher Professor der Nationalökonomie an der Universität Padua und wurde von dieser Stadt auch zum Abgeordneten für die Deputiertenkammer gewählt, wo er sich in der Budgetkommission auszeichnete. 1885 war er der Vertreter Italiens auf der internationalen Münzkonferenz in Paris. 1887 wurde er anläßlich seiner Thätigkeit in Wien und Budapest von Kaiser Franz Josef sehr ausgezeichnet. Obwohl Jude, ist er jetzt zum zweiten Male Finanzminister, er hätte es schon früher wieder werden können, aber Luzzatti wollte seinen Lehrstuhl an der Universität nicht aufgeben. Nur in Italien und in der Türkei ist es bisher jüdischen Staatsmännern der Gegenwart möglich, bis zu den höchsten ersten Stellen im Staate vorzudringen. So ist einer der höchsten Beamten der italienischen Gesandtschaft in London, Graf Hirschel di Minerbi, Jude, ebenso der Direktor des Auswärtigen Amtes in Rom, Herr Malvano. Doppelt soviel jüdische Mitglieder als im englischen Unterhause und Oberhause sitzen in der Kammer und im Senat Italiens und, was wohl zu bemerken ist, sie betonen fast alle die feste Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter.

⊙ **Prag,** 25. Juli. An der hiesigen deutschen Universität wurde Professor Horaz Krasnopolsky zum Dekan der juridischen, Professor Guido Goldschmidt zum Dekan der philosophischen Fakultät, an der czechischen Universität Hofrat Professor Alois Zucker zum Dekan der juridischen Fakultät gewählt.

t- **Wien,** 26. Juli. In der Wiener Stadtverwaltung beginnen die verschiedenen Fraktionen der Antisemiten sich schon zu zanken. Der ganz aus Antisemiten zusammengesetzte Stadtrat (Magistrat) ernannte auf Antrag Luegers den Magistrats-Vizedirektor Tachau zum Magistrats-Direktor, der an der Spitze des Beamtenkörpers der Stadt Wien steht. Die Ernennung war von einem großen Teil der antisemitischen Presse leidenschaftlich bekämpft worden, weil Tachau der Sohn eines getauften Juden ist. Im Zusammenhang damit steht der

Austritt des deutschnational-antisemitischen Landtagsabgeordneten Paul Pacher, der zu den heftigsten Gegnern der Ernennung Tachaus gehörte, aus dem Gemeinderat.

B. **Wien**, 26. Juli. Durch Reichsgesetz vom 21. März 1890 wurde den israelitischen Kultusgemeinden in Oesterreich die Pflicht auferlegt, Gemeindestatuten zu verfassen und deren behördliche Genehmigung zu erwirken. Es wurde sodann in einzelnen Kronländern von der Landesbehörde je ein Musterstatut ausgegeben und hiermit der Rahmen bezeichnet, innerhalb dessen sich die Statuten zu halten haben. Das Statut für die Wiener israelitische Kultusgemeinde ist am 15. d. M. genehmigt worden und tritt sofort in Geltung. Für die Neuwahl und die Konstituierung des Kultusvorstandes ist die Frist bis 1. Dezember d. J. anberaumt. Eine Agitation gegen die zeitige Verwaltung ist vor etwa einem halben Jahre versucht worden, allein sie ist schnell wieder verstummt. Hier sind die Liberalen in der Opposition, die Klagen der Opposition lauten genau so wie die Vorwürfe, die in diesem Blatte gegen die Berliner Verwaltung gerichtet werden; mit einem Worte gesagt: Versumpfung. — Auch auf anderem Gebiete sucht unser Gemeindevorstand seinem Berliner Kollegen nachzuahmen. So thut er jetzt in den Blättern kund und zu wissen, daß sechs namhaft gemachte Aerzte als „Beschneidungs-Operateure" angestellt sind. Daß die Beschneidung immer mehr aufhört, je mehr sie zu einer Operation herabsinkt, scheint unser Kultusvorstand nicht zu wissen.

X. **Pest**, 25. Juli. Seit der Einführung der Zivilehe in Ungarn hat sich auch in vielen unserer jüdischen Gemeinden der Mißbrauch eingeschlichen, daß man zu den Trauungen nicht mehr den Lokal-Rabbiner nimmt, sondern irgend eine beliebige Persönlichkeit herbeiholt, weil es so billiger zu stehen kommt. Der Oberrabiner von Preßburg hat sich in dieser Angelegenheit an das Kultusministerium gewendet und Abhilfe gefordert. Das Kultusministerium erklärte jedoch, hier nichts thun zu können, da das mosaische Gesetz es gestatte, daß auch Laien Trauungen vollziehen können. Wie jedoch verlautet, wollen einige christliche Abgeordnete die Sache in die Hand nehmen und sie im Reichsrate zur Sprache bringen. Die Regierung wird sich dann gezwungen sehen, im Verordnungswege eine Norm für die Vollziehung der Trauungen durch Laien festzusetzen.

o. **Warschau**, 24. Juli. Vor dem Kriminalgericht zu Radom hat sich ein Prozeß abgespielt, der grelle Streiflichter wirft auf russische Verhältnisse und russische Beamte. Wegen einer unübersehbaren Reihe von Missethaten, Raub, Mord, Diebstahl, Erpressung, wurde der frühere Polizeichef von Radom, Hauptmann Kiritschenko, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Seine Schandthaten, die er viele Jahre hindurch mit Hilfe seiner untergeordneten Beamten hauptsächlich gegen die Juden verübte, bildeten ein wahres Schreckensregiment. Das amtliche Organ des Justizministers schreibt über diesen Fall: „Die Thätigkeit des Hauptmann Kiritschenko bestand hauptsächlich darin, Diebes- und Räuberbanden zu unterhalten, dieselben gegen ehrliche Leute loszulassen und gegen jede Einmischung der Justiz zu schützen, aus der Stadt Radom eine Banditenhöhle zu machen und in der brutalsten Weise die Bevölkerung auszupressen. Hauptsächlich hatten unter dieser Wirtschaft die Juden zu leiden, die von ihm und seinen Kreaturen als „verdächtige und für die übrige Bevölkerung gefährliche Subjekte" behandelt wurden. Auf der Basis dieser doppelten Beschuldigung hatte Kiritschenko ein ganzes System von Raub und Plünderung aufgebaut. Seit langen Jahren hat Kiritschenkos Räuberbande hauptsächlich die Juden systematisch ausgeplündert, ohne daß jemals von dieser Seite auch nur eine Beschwerde laut wurde. — Im Laufe der Verhandlung gab der Vorsitzende seiner Verwunderung Ausdruck, daß die auf diese Weise gepeinigten Juden niemals eine Beschwerde gewagt hätten. Indessen hat dieser Prozeß auch die Ursache dieser Thatsache festgestellt. Gegen wen und in welcher Weise hätte man denn klagen sollen? Die Juden fanden es immer noch vorteilhafter, der Polizei die Hände zu vergolden, als Beschwerde zu führen. Denn was wäre dem Juden passiert, wenn er es gewagt hätte, sich zu beschweren? Er wäre einfach vertrieben und damit ruiniert. Wie kann man von einer Bevölkerung, die unter Hunderten von Ausnahmegesetzen steht, die überhaupt keine Rechte besitzt, so viel Mut erwarten? Im Bewußtsein seiner Ohnmacht, senkt der Jude das Haupt, läßt sich jedes Unrecht gefallen. Das ist die volle Wahrheit, und wenn die Greuelthaten, die der Prozeß von Radom enthüllt hat, den regierenden Kreisen noch nicht die Augen geöffnet hat, so wollen sie einfach nicht sehen!

⚒ **Petersburg**, 25. Juli. Hier scheint sich in der That ein Umschwung der Verhältnisse vorzubereiten. Die „Nowoje Wremja", welche unter dem vorigen Zaren gegen Nichtorthodoxe keineswegs eine freundliche Haltung beobachtete und vollends gegen Juden den Kreuzzug predigte, hat sich unter Kaiser Nicolaus II. eines anderen besonnen, sie predigt Toleranz und tadelt die konfessionelle Unduldsamkeit. „An der Größe und Macht Rußlands," meint das Blatt, „haben auch Deutsche, Polen und andere gearbeitet. Uebrigens ist es ungerecht, jemand seine Abkunft und Religion vorzuwerfen. Der Senat hat schon im Jahre 1743 erklärt, daß die gegen die Juden gerichteten Gesetze sehr häufig dem Interesse des Staates Schaden zufügen. Alle haben ihre historischen Verdienste und Sünden. Frei aufatmen wird man zu einer Zeit, in welcher alle eingesehen haben werden, daß der Zweck der sozialen Entwicklung in dem gemeinsamen und friedlichen Zusammenleben und Zusammenwirken Aller ohne Unterschied der Abstammung und des Glaubens zu suchen ist und nicht in dem Unterordnen der Einen unter die Anderen." Diesen Expektorationen des mit den leitenten Petersburger Kreisen in Verbindung stehenden Blattes sekundieren die „Petersburgsk. Wiedomosti" kräftig, indem sie betonen, daß nur eine humane Richtung in der innerrussischen Politik das Wachstum und die moralische Macht Rußlands fördern könne. Leider mißbrauche die selbstsüchtige und geistig beschränkte russische Bureaukratie den Namen des Zaren als Vorwand für die Verfolgungen Andersgläubiger, um auf diese Weise ihre amtliche Stellung, ihren ungerechtfertigten Einfluß und ihre auf Willkür basierende Macht zu behaupten.

⚒ **Petersburg**, 24. Juli. Das Komitee der „Gesellschaft zur Verbreitung von Aufklärung unter den Juden Rußlands" hat an das Unterrichtsministerium eine Petition gerichtet um

Begründung eines jüdischen theologischen Instituts. Die Anstalt soll, nach Ausführung der Petenten, den Zweck verfolgen, Geistliche mit spezieller theologischer Bildung heranzuziehen, zum Ersatz der bisherigen, als Rabbiner bezeichneten geistlichen Personen. — Der aus Anlaß der Krönung bekannt gegebene Amnestie-Erlaß bringt auch unseren Glaubensgenossen einige Erleichterungen. Artikel I § 7 gewährt vollen Erlaß allen jüdischen Landwirten der jüdischen Kolonien im Gouvernement Jekaterinoslaw für alle Schulden und Steuern, welche sie dem Staate seit dem 1. Januar 1887 schulden. Artikel XIII § 2 lautet: Volle Amnestie wird bewilligt für alle Strafen, welche auf administrativem Wege oder wegen Verletzung spezieller Ordonanzen ergangen sind. (Strafen, den Familien der jüdischen Rekruten auferlegt, welche sich der Leistung der Dienstpflicht entzogen haben.)

w. **Bukarest**, 24. Juli. Die jüdisch-spaniolische Gemeinde zu Kalafat engagierte vor einigen Monaten aus Bulgarien einen Kultusbeamten namens Caleb Nissim. Nach einiger Zeit erhielt derselbe den Besuch des Polizeihauptmanns, der ihm aufgab, mit seiner Frau und seinen sieben Kindern den Ort binnen fünf Tagen zu verlassen, widrigenfalls man ihn gewaltsam fortschaffen werde. Caleb Nissim begab sich auf die Polizei, zeigte seinen vollkommen ordnungsmäßigen Paß vor und fragte nach dem Grunde des so schroffen Vorgehens gegen ihn. Man gab ihm zur Antwort: „Wir haben gegen Ihre Person gar nichts. Sie sind ein durchaus anständiger Mensch, aber Sie sind Jude, und wir haben strengsten Befehl, keinem Juden die Erlaubnis zu erteilen, hier seinen Wohnsitz zu nehmen." Weitere Schritte des Gemaßregelten bei der bulgarischen Gesandtschaft und beim Ministerium sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Die auf diese Weise ihres Beamten beraubte Gemeinde mußte sich während einer geraumen Zeit des Fleischgenusses enthalten.

r. **Sofia**, 15 Juli. Herr M. S. Benedict, Vertreter der Alliance Israélite, hat jüngst unsere Stadt besucht und die hier befindlichen jüdischen Schulen besichtigt. Von jüdischer Seite wie von den Landes- und städtischen Behörden wurden ihm hohe Ehren erwiesen. Er wurde u. a. empfangen: vom Unterrichtsminister und dem französischen Generalkonsul. Insbesondere sprach der Minister Herrn Benedict seine Freude aus über den großen Segen, der von den durch die Allianz gegründeten Schulen ausgehe. Uebrigens hat der Minister auf seiner Inspektionsreise auch die jüdischen Schulen sehr eingehend besichtigt und überall seiner hohen Befriedigung über Lehrer, Schüler und Leistungen Ausdruck gegeben.

St. **New-York**, 3. Juli. Die jüdischen Gemeinden der Stadt haben eine Revolte gegen die großen Schlachthaus-Firmen begonnen, welche einen „Ring" gebildet, um eine Erhöhung der Preise für Koscherfleisch herbeizuführen. Die Folge dieser Kombination ist, daß selbst die ärmste jüdische Bevölkerung das Pfund Pfleisch um 3 Cents teurer bezahlen muß, als die Nichtjuden. Die zum „Ringe" gehörende Firmen haben einen einzigen Rabbiner zur Beaufsichtigung der Schechitah angestellt, Rabbi Jacob Joseph, der ein Jahreseinkommen von 10 000 Dollar bezieht. Rabbi Joseph ist seit einem Jahre gelähmt, alle Bitten und Petitionen jüdischer Freunde, ihn durch einen anderen Rabbi zu ersetzen, damit Garantie für das rituelle Schlachten geboten werde, blieben auf Seiten der Firmen erfolglos. Nun ist der Kampf gegen den Fleischtrust auf allen Seiten entbrannt. Die an 1000 Mitglieder zählende Hebrew Butchers Benevolent Association wollte mit einigen Groß-Firmen in New Jersey Kontrakte abschließen, aber der Trust kam dahinter und hintertrieb den Kontrakt. Eine Folge davon ist, daß sich der kleinen Fleischer eine wahre Panik bemächtigt hat, denn viele von ihnen sind bei früheren Gelegenheiten, als sie sich gegen das Diktat des Trusts auflehnen wollten, einfach an die Wand gedrückt und ruiniert worden. Die Krisis ist so nahe, daß selbst zahlreiche Rabbiner eingesehen haben, es müsse eine Umkehr stattfinden, soll das jüdische Publikum nicht horrende Fleischpreise bezahlen und die Kleinmetzger an den Rand des Bankerotts getrieben werden. Man ist daher auf den Plan verfallen, von der Stadt die Erlaubnis zum Schlachten von Vieh durch die Kleinfleischer zu erbitten und das Fleisch an die Kunden zu verkaufen. Die Rabbiner Neumann und Drachmann befürworten die Idee. Man droht dem Trust, daß Hunderte wenn nicht Tausende einfach Vegetarier werden würden, wenn der skandalös hohe Preis des Fleisches nicht verringert wird. Die um ihre Existenz kämpfenden Fleischer haben die Sympathien des Publikums für sich.

* **Aus den Gemeinden.** Berufen: HH. Ostwald von Lissa nach Kattowitz. — D. Heymann von Rogowo nach Briesen, Wpr. — Kochanowski von Myloslaw nach Gnesen.

— Vakanzen. Borken (Westfalen): Zum 1. 9. od. 1. 10. unverh. El. K. (Sch. bevorz.) Anfangsgeh. 1000 Mk. und Geleg. zu Nbk. Meld. an H. Jonas. — Wissek (Posen): K. Sch. Meld. an M. Kirchstein. — Nieder-Flörsheim: Rl. K. Sch. Fix. 450, Nbk. 200 Mk. Meld. an Josef Mayer.

Aus dem Leserkreise.

* Hochverehrte Redaktion! Sie brachten vergangene Woche in Ihrem geschätzten Blatte eine Korrespondenz des Bezirks II (Düsseldorf und Umgegend) des „Vereins der jüdischen Lehrer in Rheinland und Westfalen". Ohne auf den Bericht sonst irgendwie einzugehen, stellen wir hier nur fest, daß die Konferenz von im ganzen sieben Mitgliedern besucht war (abgesehen von nicht stimmberechtigten Gästen.) Es waren dies die Herren: 1. Löbenstein-Düsseldorf, 2. Zivi, 3. Block-Oberhausen, 4. Rothschild-Duisburg, 5. Sulmann-Köln, 6. Abraham-Kettwig, 7. Frl. Liebermann-Düsseldorf. An der Abstimmung über die gegen den Vorstand gerichtete „Resolution" beteiligten sich nur sechs Mitglieder, von denen zwei gegen dieselbe stimmten. In einem Verein, der fast 100 Mitglieder umfaßt, gestatten sich demnach vier Mitglieder eine Art Mißtrauensvotum gegen den Vereinsvorstand zu beschließen und noch dazu zu veröffentlichen. Die geeignete Instanz für „berechtigte Klagen" wäre doch wohl die nächste Vereinsversammlung gewesen.

Köln, 26. Juli 1896.

Der Vorstand des
„Vereins der jüdischen Lehrer in Rheinland und Westfalen."

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.